

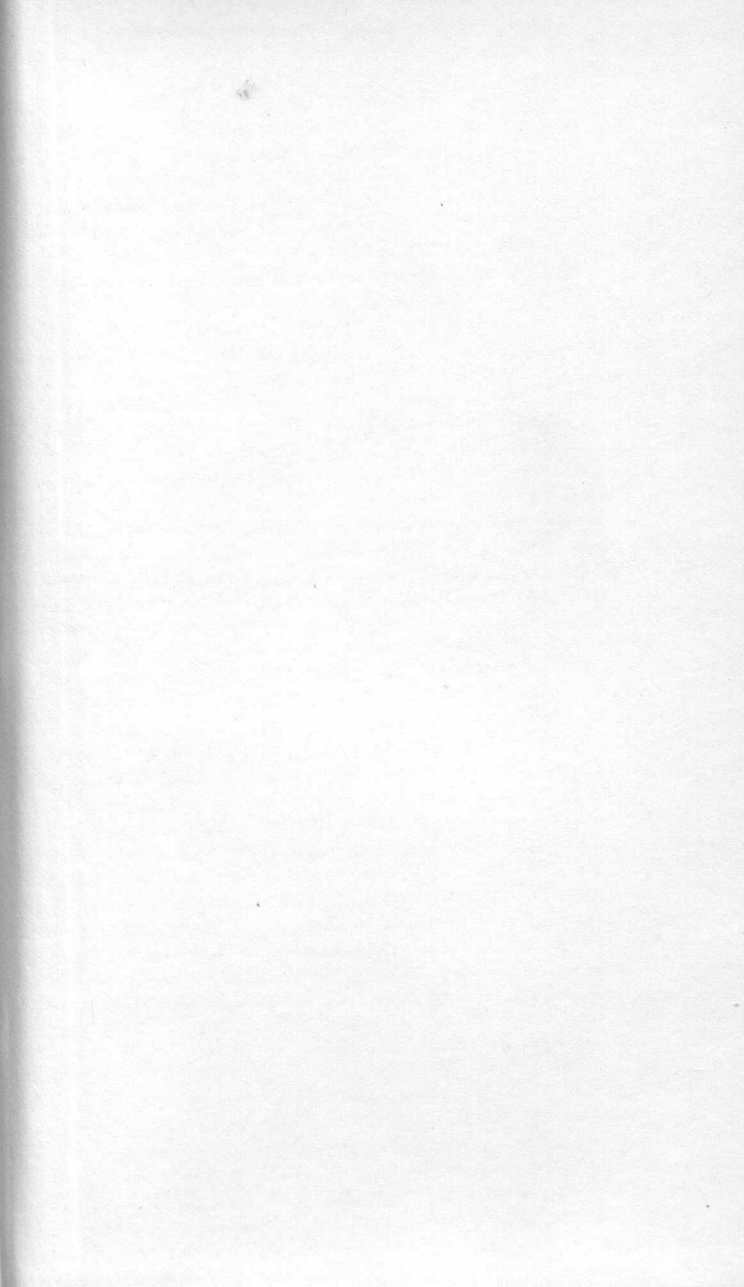
Universitätsbibliothek Wien

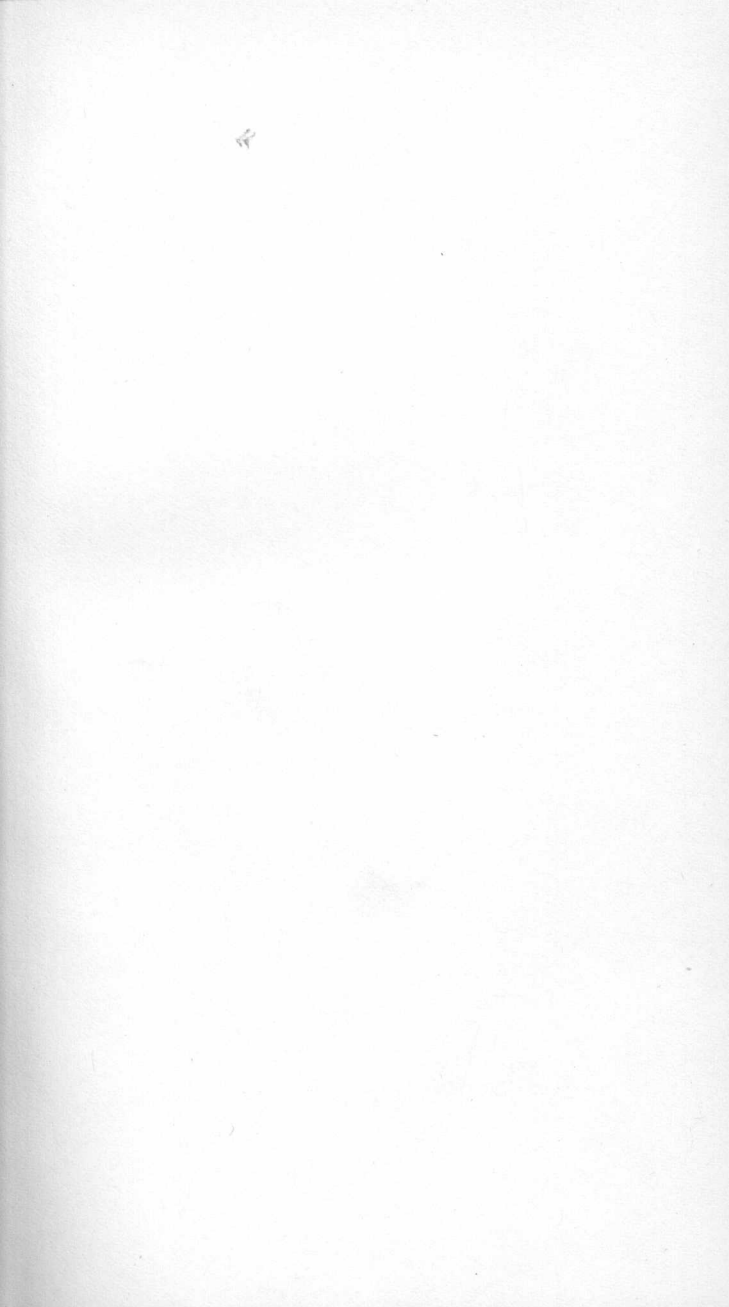
I

163.623

/3-4







Historisch = biographische

B i b l i o t h e k

für die

Jugend beiderley Geschlechtes;

oder

interessante geschichtliche Darstellungen und Lebens-
beschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur

Belehrung und Charakter = Veredlung
Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben

von

G u t m a n n.

Viertes Bändchen.

W i e n 1 8 1 7.

Im Verlage bey Anton Doll.



I.

Beschreibung von Constantinopel, und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken.

Man hat von Constantinopel oft das gesagt, was man von den mehrsten großen Hauptstädten gesagt findet, daß ihre Lage sie zu der Herrschaft der Welt, oder wenigstens eines Welttheils bestimme. Allein so willkührlich diese Lobsprüche auch sonst seyn mögen, so hat Constantinopel gewiß unter allen Städten das erste Recht, darauf Anspruch zu machen. Wenn man auf der Charte einen Platz für eine Stadt suchen sollte, wo der Beherrscher von Asien und Europa wohnte, so würde man schwerlich einen Fleck treffen können, der mehr dazu gemacht wäre, als der, wo Constantinopel liegt. Noch in Europa, und doch von Asien nur durch einen schmalen Kanal getrennt; zu-

gleich Landstadt und Seestadt, vor sich die Ebenen von Asien, hinter sich die Länder von Europa, zwischen zwey Meeren erbaut, von denen das zu seiner Rechten es mit allen Ländern des südlichen und westlichen Europa, mit den Küsten von Afrika und Asien, das zu seiner Linken mit dem ganzen Norden in Verbindung setzt; von beyden Seiten durch eine Meerenge vertheidigt, in der glücklichsten Himmelsgegend gelegen und mit einem Hafen versehen, der es in den Stand setzt, die Produkte seiner Provinzen aufzunehmen und aufzubewahren — scheint es zum Mittelpunkt und zur Beherrscherin nicht von Europa, sondern von den fruchtbarsten Ländern des Erdbodens bestimmt, und eben dadurch vor derjenigen Plage, die große Städte am ersten drückt, dem Mangel an Lebensmitteln, gesichert zu seyn.

In Rücksicht auf die Vortheile also, die Constantinopel aus seiner Lage zieht oder doch ziehen könnte, kann es sich jeder andern Hauptstadt von Europa an die Seite setzen, und die Schönheit derselben übertrifft, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden, selbst die von Neapel. Vielleicht sind wir im Stande, weiter unten den Lesern ein lebhaftes Bild von dem prachtvollen Anblick vor Augen zu stellen, der jeden, besonders wenn er sich von der Meerseite her zum erstenmahl

dieser Hauptstadt näherte, zu Erstaunen und Bewunderung hingerissen hat.

Constantinopel bildet beynah' ein Dreyeck, dessen Spitze gegen das Meer zuläuft, und das nur auf der einen Seite mit seiner Basis mit dem festen Lande zusammen hängt, während daß seine zwey andern Seiten mit Wasser umringt sind. Die eine Spitze seines Dreyecks bildet der Pallast des Großsultans, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, das Serail, (das Serai). Die zweyte das Schloß der sieben Thürme. Die dritte eine Moschee, beynah an der Spitze eines Hafens. Alle drey Seiten sind mit einer Mauer umgeben, die gleichwohl an der Wasserseite ziemlich versaltlen ist, hingegen an der Landseite, wo sie die Türken einst bestürmten, läuft eine doppelte Mauer her. Aber freylich würden die Festungswerke eine sehr schwache Schutzwehr seyn, wofern ein christliches Heer einst bis zu denselben dringen sollte. Constantinopel würde alsdann ohne Zweifel sein eigner gefährlicher Feind seyn, und der tobende Pöbel würde sich vielleicht unter den Trümmern seiner eignen Stadt begraben.

Das Meer, an dem Constantinopel liegt, heißt jezt Mardî Marmora, vormahls Propontis, und gleicht einem großen Bassin, das in Norden und Süden nur einen schmalen Canal zum Aus-

gange hat. Gegen Süden den Hellespont, oder, wie er jetzt heißt, die Meerenge von Gallipoli, oder die Dardanellen, wodurch das Mardj Mar-mora mit dem großen mittelländischen Meere — gegen Norden den Bosporus, oder den Canal des schwarzen Meers, wodurch es mit diesem verbunden wird.

Diese beyden Meerengen sind für die ankommenden Flotten gleichsam die Thore von Constantinopel, die durch die Veränderungen des Windes geöffnet und geschlossen werden; denn so unmöglich es ist, daß bey anhaltendem Nordwinde ein Schiff den Hellespont passiren kann, eben so wenig kann es bey Südwinde durch den Bosporus kommen. Sehr natürlich ist es daher auch, daß die Türken diese beyden Canäle als die Schutzwehren ihrer Hauptstadt von der Seeseite her betrachten; denn so lange sie diese besetzt haben, kann ohne ihren Willen kein Schiff nach Constantinopel gelangen. Sie werden daher auch beyderseits von mehreren festen Schlössern vertheidigt, unter denen die sogenannten Dardanellen am Hellespont die berühmtesten sind, die aber sammt und besonders in sehr schlechtem Zustande sich befinden sollen. Die Kanonen dafelbst sind noch aus den Zeiten, da man glaubte, daß ihre Größe sie furchtbar mache (dergleichen man auch noch hin und wieder auf den Wällen

unsrer Festungen findet), und die Türken fürchten sich selbst davor, sie abzuschießen. Diese Festungen also würden einer feindlichen Flotte weit weniger Hinderniß in den Weg legen, als die Gefahren der Stürme und des veränderlichen Windes. Aber wenn diese Schlösser auch noch so fest wären, so würden sie ohne eine mächtige Flotte den Türken doch wenig helfen. Ein Bombardement ist nicht das einzige, was sie für ihre Hauptstadt fürchten; nicht weniger schrecklich würde es für sie seyn, wenn eine Flotte die Eingänge der beyden Canäle besetzte. Eine Hungersnoth in der Hauptstadt wäre dann die unausbleibliche Folge davon, und was für Scenen müßte diese in einem Orte nach sich ziehen, wo mehrere hunderttausend Menschen zusammengepreßt leben, die ohnehin schon jeden Augenblick zu einem Tumulte bereit sind!

Die zweyte Wasserseite von Constantinopel wird, wie eben gesagt, durch den Hafen begränzt. Dieser Hafen ist gänzlich ein Geschenk der Natur, und wird durch eine Bucht gebildet, die sich tief in das Land hinein erstreckt, und groß genug ist, auch die zahlreichsten Flotten zu beherbergen. Wäre nicht bey anhaltenden Nordwinden das Einlaufen so beschwerlich, so würde es vielleicht der vortrefflichste Hafen in Europa seyn; denn außer seiner Größe hat er zugleich eine solche Tiefe, daß die

größten Schiffe an den mehrsten Stellen unmittelbar an das Ufer kommen können.

Dieser Hafen oder dieser Arm des Meeres trennt zugleich die beyden Vorstädte, Galata und Pera, von dem eigentlichen Constantinopel, so wie die Meerenge selbst Scutari, das schon auf dem festen Lande von Asien liegt, und gewöhnlich als eigne Stadt, und nicht mehr als Vorstadt angesehen wird. Das Weitere von diesen Vorstädten werden wir unten anführen.

Die dritte Seite der Stadt endlich ist ganz gegen das feste Land gekehrt, und am stärksten befestigt. Die doppelte Mauer, die sie umgibt, ist durch einen tiefen Graben getrennt, und die hintere hat fast durchgehends eine Höhe von zwanzig Fuß. Die Anzahl der Thore läßt sich nicht so genau bestimmen, weil mehrere zugemauert sind; das vornehmste ist dasjenige, durch welches der Weg nach Adrianopel geht.

Von wenig Städten findet man über die Zahl ihrer Einwohner so sehr verschiedene Angaben; als über Constantinopel. Die früheren Reisenden aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erklären es fast ohne Ausnahme für die größte Stadt in Europa aber freilich weichen sie schon darin von einander ab, daß einige die Vorstädte Galata und Pera mit zu der Hauptstadt rechnen, andere

nicht. Für unsre Zeiten kann aber das Zeugniß jener Reisenden nichts mehr beweisen, da London und Paris sich seitdem so sehr vergrößert haben; und nach den zuverlässigsten Nachrichten neuerer Augenzeugen übertreffen beyde Städte jetzt Constantinopel an Größe. Herr Niebuhr schätzt ihren Umkreis auf dreizehntausend geometrische Schritte, oder etwa auf fünf Stunden Wegs; hingegen wird der Umkreis der beiden ersteren auf acht Stunden geschätzt.

Noch weniger ist es möglich, über die Zahl der Einwohner dieser Hauptstadt etwas Zuverlässiges zu sagen, da weder die Türken sie jemals gezählt haben, noch Verzeichnisse von den Gebornen und Gestorbenen halten, nach denen man sie berechnen könnte. Selbst der Maaßstab, nach welchem man die Volksmenge anderer großen Städte nach dem äußeren Anschein mißt, trägt bey Constantinopel, weil ein großer Theil der Menschen, die man den Tag über auf den Gassen sieht, aus den benachbarten Dörfern sind, und daher jeden Abend die Stadt wieder verlassen. Höchst wahrscheinlich ist daher die Angabe von einer Million Einwohner, die man häufig findet, übertrieben; aber gewiß ist es, das London und Paris die einzigen in Europa sind, die Constantinopel in dieser Rücksicht den Rang streitig machen können. Der

Grund und Boden der Stadt ist äußerst uneben, und die Bauart der Häuser sehr schlecht. Die Stadt ist nemlich auf mehreren Hügeln erbaut, die sich in ungleicher Höhe, einer über den andern erheben, und gewissermaßen den Hügeln gleichen, auf denen Rom erbaut ist. Wenigstens war diese Ähnlichkeit mit eine Ursache, warum Constantin der Große, als er eine neue Residenzstadt, die der alten ähnlich seyn sollte, auf diese seine Wahl fallen ließ. Freylich ward dadurch der äußere Anblick der Stadt sehr verschönert, sie gleicht einem Amphitheater, wo vor der Menge der großen Gebäude alle kleinen verschwinden; aber um desto mehr wird auch der Fremde betrogen, der von diesem äußeren Anblick auf das Innere schließt. Bloß die öffentlichen Gebäuden der Moscheen, Bäder und einzelne Palläste sind von Steinen gebaut; die Häuser durchgehends von Holz, und halten auch nicht mehr als ein Stockwerk. Die Erdbeben, denen Constantinopel häufig ausgesetzt ist, machen zwar auf der einen Seite die Bauart nothwendig, aber auf der andern setzt sie auch die Einwohner in Gefahr, bey Feuersbrünsten lebendig zu verbrennen. Die Wuth der Flammen greift alsdann mit solchem Ungestüm um sich, daß eine oder auch mehrere Straßen gewöhnlich ihr Opfer werden; und da an Löschern hier gar nicht

zu denken ist, so ist das Niederreißen einiger noch unbeschädigten Häuser das einzige Mittel, ihrer Gewalt Einhalt zu thun.

Der Baron Tott war im Jahr 1753 Augenzeuge eines solchen Brandes, des fürchterlichsten unter allen, der beynahe $\frac{2}{3}$ der Hauptstadt verzehrte. Das Feuer brach aus in einem Hause nicht weit von dem Serail, und verbreitete sich bey einem starken Nordwinde mit solcher Hestigkeit, daß es in kurzer Zeit den Pallast des Großveziers erreichte, wohin sich der Großsultan selbst begeben hatte. Vergebens suchte man dieses Gebäude zu retten; es gerieth nicht allein in Flammen, sondern trug auch am meisten zu der Verbreitung des Brandes bey. Die engen Gassen machten jetzt das Löschen unmöglich; man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Sophienkirche oder Moschee den Flammen Grenzen setzen würde. Aber als das Feuer derselben sich näherte, schmolz das Bley, mit dem die Kuppel gedeckt war, und der herabfallende glühende Regen verjagte gar bald das Volk, das retten wollte. Man ließ daher den Flammen freyen Lauf, und erwartete, daß das südliche Ende der Stadt ihnen Grenzen setzen würde. Aber vergeblich! Eben wie die Flamme in diese Gegend kam, wandte sich der Wind gegen Osten, und trieb sie mit ungestümmter Hestigkeit gegen die Mitte der Stadt.

Dieß verursachte eine Scene, hinter der jede Beschreibung zurück bleiben muß. Die Hauptstraßen der Stadt wurden jetzt eben so viele Canäle des Feuers, und man unterschied dreyzehn verschiedene Arme, in denen sich das Feuer verbreitete. Der Tumult des Volks, das Einstürzen der Gebäude und das Klaffeln der Flammen, verbunden mit Geschrey der Unglücklichen, die haufenweise ihr Opfer wurden, wenn ein Paar Feuerarme sich schnell vereinigten, und sie umzingelten, ehe sie sich retten konnten, verursachte ein Geräusch, das das Ohr des Zuschauers nicht weniger betäubte, als der Anblick der brennenden Stadt, die einem Feuermeere glich, sein Auge blendete.

Das erste Gebäude, das die Augen der ankommenden Fremden an sich zieht, ist das Serai, oder mit der Italiänischen Endigung das Seraglio. Es ist eine sehr falsche Vorstellung, wenn man sich darunter bloß den Pallast denkt, den die Gemahlinnen des Sultans bewohnen; dieser macht nur einen Theil desselben aus, und heißt, wie bey allen vornehmen Türken, der Harem. Das Serai hingegen ist beynah eine kleine Stadt, die eine Menge Palläste, Höfe, Gärten, und kleine Gebäude enthält, die für den ganzen Hofstaat des Sultans bestimmt sind. Es ist allgemeine Gewohnheit der morgenländischen Monarchen, sich dem

Anblick der Unterthanen weit mehr zu entziehen, als unsere Europäische Fürsten es thun. Sie sind überzeugt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß gerade die Seltenheit ihres Anblicks ihre Majestät in den Augen des Volks, oder wenigstens des Pöbels erhöht; denn die Vorstellung von dem, was wir nicht sehen, ist gewöhnlich größer, als die Sache selbst, und sinkt eben deshalb, sobald uns der Anblick gewährt wird. Es ist daher ein seltner Fall, daß sich der Großsultan dem Volke zeigt, zumahl seitdem er nicht mehr selbst an der Spitze seine Heere ficht, und eben diese Gewohnheit macht es daher nicht allein nothwendig, daß seine Residenz von der übrigen Stadt sorgfältig abgesondert ist, sondern daß auch selbst der Eingang in das Innere derselben jedem Fremden versagt ist. Das ganze Serai ist deshalb mit einer hohen Mauer umgeben, die eine halbe Meile im Umkreis hat, und also einen Platz einschließt, der beträchtlich genug ist, eine mäßige Stadt zu fassen. Der Haupteingang oder der Durchgang durch das erste Thor steht jedermann offen, und man kommt zuerst in einen Hof, in dem sich die Gebäude für die niederen Bedienten des Serais befinden, und wo eine Wache mit 50 Capigis oder Garde-Soldaten ihren Platz hat. Die Bedienten des Pischas und Agas, die bey Hofe zu thun haben, er-

warten hier ihre Herren, und sorgen unterdessen für ihre Pferde. Aber schon hier muß, so wie in dem Innern des Serais, eine ehrerbietige Stille herrschen; wer viel Geräusch macht, wird auf der Stelle mit Prügeln bestraft, und selbst die Pferde sollen zu einer größeren Stille gewöhnt seyn.

Der Eingang zum zweyten Hof ist gleichfalls durch 50 Capigi bewacht. Dieser Platz ist größer und schöner als der vorige. Er bildet ein Viereck, das etwa 300 Schritte im Durchmesser hat. Die Wege sind gepflastert, das übrige ist grüner Rasen, und wird beständig durch Springbrunnen gewässert. Niemanden als dem Kaiser ist es erlaubt, zu Pferde in diesen Hof zu kommen. An der linken Seite desselben sind die Gebäude für den Schatz des Großsultans, und ein Reitstall; zur Rechten die Küchengebäude, in denen für alle Bewohner des Seraglio gekocht wird, und um den ganzen Hof geht eine niedrige Gallerie, von Marmorsäulen getragen, und mit Blei gedeckt. Am Ende dieses Platzes endlich, und zwar an der linken Seite desselben, ist der Saal, in dem der Divan, oder die geheime Rathsversammlung, gehalten wird. Er ist groß, aber niedrig, und mit Vergoldungen geziert. Auf dem Boden ist ein Teppich, auf den die Glieder der Versammlung, nach morgenländischer Art, sich setzen.

Den Vorsitz führt der Großvezier, oder in seiner Abwesenheit der Caimacan, oder Minister der auswärtigen Geschäfte. Zu beiden Seiten sitzen die übrigen Minister, mit deren türkischen Titeln wir der Zunge und den Augen unsrer Leser nicht beschwerlich fallen wollen. Außerdem aber hält der Großvezier auch in seinem eignen Pallast Divan, so oft er es nöthig findet.

Dem Saal des Divans gegenüber ist eine Pforte, die in das Innere des Serais führt, aber auch zugleich jedem, der nicht dahin gehört, den Eingang dazu verschließt. Es ist daher unmöglich, eine genauere Beschreibung von dem Locale desselben zu geben; man weiß nur im Ganzen so viel, daß die eigentlichen kaiserlichen Gebäude gegen die linke Seite, der Harem aber, oder der Pallast, der für die Frauenzimmer bestimmt ist, mit seinen Gärten gegen das Meer zu liegt.

Die Frauenzimmer in dem Harem des Großsultans nennt man mit Unrecht Sultaninnen. Zwar findet ein gewisser Rang unter ihnen Statt, aber mit alledem sind sie doch nur Sklavinnen. Den Titel Sultanin führen nur die Mutter und die Schwester des regierenden Kaisers. Die Töchter dieser Letzteren behalten ihn zwar auch noch, aber nur mit einem verringernden Zusatz, und ihre Enkelinnen verlieren ihn gänzlich.

Die Gegend zunächst um das Serail macht zugleich den schönsten Theil der Stadt aus, weil sich da die prächtigsten Palläste, Mosqueen und Plätze finden. Der Pallast des Großveziers verdient zuerst angeführt zu werden, da er beynahе mehr, als das Serail selbst, der Mittelpunkt der politischen Berathschlagungen ist, weil der Großvezier in demselben so oft er will (und dieß geschieht fast täglich) den Staatsrath zusammenrufen kann. An ihm rächt sich daher, bey unglücklichen Vorfällen, die Wuth des Pöbels am ersten.

Dieser Pallast ist es auch, den man eigentlich unter dem allgemeinen Nahmen der Pforte versteht, ein Ausdruck, der sonst bey den Türken überhaupt so viel als Pallast bedeutet, und gewöhnlich mit dem Zunahmen des Eigenthümers verbunden ist. Die Bauart der türkischen Palläste ist überhaupt nicht nach den Regeln unserer Baukunst eingerichtet. Ihr Außeres gibt selten einen schönen Anblick, und der Reichthum des Eigenthümers zeigt sich eigentlich da, wo den Fremden der Zutritt versagt ist, in seinem Harem; sowohl in der Pracht der Möbeln, als der Kleidung der Frauenzimmer. Die berühmte Lady Montague, die als Frauenzimmer Zutritt in mehrere der vornehmsten türkischen Harem hatte, ist die einzige, die uns einige Nachrichten hierüber ge-

geben hat. Zwar konnte auch sie nicht in den Harem des Großsultans kommen, aber sie war bey den Gemahlinnen des Großveziers und anderer Minister, und ward selbst von der nachgelassenen Wittwe Kaisers Mustapha des Zweyten, der Sultaninn Hasitem, zu einem Besuche eingeladen, den sie sehr umständlich beschreibt. Bey ihrer Ankunft ward sie in einen großen Saal geführt, an dessen Hauptwand der Länge nach ein Sopha herlief, dessen Kette und Kissen von kostbarem gesticktem Sammet waren. Hier mußte sie die Sultaninn erwarten, die bey ihrer Erscheinung mehr durch die Pracht ihres Anzuges als durch die Reize einer fast verblühten Schönheit blendete. Sie trug ein purpurnes Gewand mit langen Ärmeln, das eng an ihren Leib anschloß. An beyden Seiten war es bis auf die Füße herunter, und auf den Ärmeln mit Perlen besetzt. Um den Leib herum war es mit zwey Schnüren von kleinen Perlen befestigt, und rund um die Ärme mit großen Juwelen gestickt. Ihr Hemd war oben mit einem großen viereckten Diamant zusammengeheftet, und ihr Gürtel so breit, als das breiteste englische Band, gänzlich mit Diamanten bedeckt. Um ihren Hals trug sie drey Ketten, die bis auf die Knie herunterhingen; die eine von großen Perlen endigte sich in einen der größten Smaragden, die

zweyte und dritte waren ganz von Smaragden. Aber ihre Ohrringe verdunkelten alles Ubrige. Es waren zwey Brillanten, geformt wie Birnen, und so groß, als eine große Haselnuß. Sie trug breite diamantene Armbänder, und an ihren Fingern fünf der größten Ringe. Außerdem war ihr Kopfsuß mit Bouquets von Juwelen und Smaragden bedeckt. Überhaupt, setzt die Schriftstellerin hinzu, ist sicher keine Europäische Königin, die nur die Hälfte dieser Schätze besäße. Die Pracht ihrer Tafel entsprach ihrer Kleidung. Die Messer waren von Gold, und die Hefte mit Edelsteinen besetzt. Die Gefäße waren von chinesischem Porcellan, aber die Deckeln und Unterschüßeln von gediegenem Golde. Selbst die Tischtücher und Servietten waren mit seidenen und goldenen Blumen gestickt, und mußten daher nothwendig durch den Gebrauch sogleich verdorben werden. Diese Erzählung kann uns einen Begriff von dem Luxus der Türken geben; denn wenn gleich bey dem Frauenzimmer des Mittelstandes nicht ein solcher Aufwand herrschen kann, so nimmt dieß doch nur verhältnißweise ab. Die Gemahlinn eines begüterten Türken erscheint nie ohne Juwelen, und hat bey allem Aufwande, den sie macht, dennoch keinen Begriff von dem, was wir häusliche Tugenden nennen.

Doch wir kehren zu der Beschreibung der Stadt selbst zurück. In eben der Gegend, wo der Pallast des Großveziers und das Serail sich befindet, ist auch die berühmte Mosquee oder Kirche, die zugleich das Modell zu den mehrsten übrigen Mosqueen hergegeben hat, die Sophienkirche. Kaiser Justinian erbaute sie, und man hält sie noch jetzt, nach der Peterskirche in Rom, für das schönste Gebäude dieser Art. So wie jene, bildet sie ein Kreuz, das eine prächtige Kuppel trägt. Das Inwendige ist ganz mit Marmor bekleidet, so wie auch die Säulen alle von Marmor sind. Ihre Lage ist sehr schön; sie liegt auf einer Anhöhe, nicht weit vom Meere, und macht daher von dieser Seite einen prächtigen Prospect.

Außerdem gibt es noch mehrere Mosqueen, die zum Theil größer sind, als die der heiligen Sophie. Sie sind von den verschiedenen Sultanen erbaut, und reichlich dotirt, und heißen eben daher kaiserliche Mosqueen, zum Unterschied von den übrigen kleinen, deren es eine große Menge gibt. Außer ihren Kuppeln sind sie noch alle mit schmalen cylinderförmigen Thürmen versehen, von denen die Stunden des Gebets abgerufen werden; denn die Türken bedienen sich keiner Glocken. Auf ihren Spizen sieht man durchgehends den halben Mond. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden

müssen noch die Bäder angeführt werden. Der Gebrauch derselben ist bey den Morgenländern schon wegen des wärmeren Climas weit mehr Bedürfniß, als bey uns. Die Mahomedaner aber werden noch außerdem zu dem fleißigen Gebrauch derselben durch ihre Religion verpflichtet, in der ihnen die täglichen Reinigungen vorgeschrieben sind. Die vornehmen Türken haben daher fast durchgängig Privatbäder in ihren Häusern; außerdem aber gibt es noch eine Menge öffentlicher Bäder, die häufig besucht, und von den Türken als Belustigungsörter angesehen werden. Mannspersonen sowohl als Frauenzimmer bringen täglich einige Stunden in denselben zu, und für jedes Geschlecht sind gewisse Stunden festgesetzt. Das Innere derselben ist, wenn gleich nicht immer prächtig, doch wenigstens sehr reinlich; der ganze Körper wird sehr sorgfältig gerieben; und das Türkische Frauenzimmer verdankt die Weiße seiner Haut gewiß größtentheils dem fleißigen Gebrauche dieser Bäder.

Fast hätten wir noch eines der berühmtesten Gebäude hier anzuführen vergessen, das wir wenigstens nennen müssen, wenn wir auch nicht viel davon zu sagen haben: das Schloß der sieben Thürme. Würden nicht nach türkischer Gewohnheit die Gesandten der auswärtigen Mächte, mit

denen die Pforte in Krieg geräth, in dieses Staatsgefängniß zur Verwahrung gebracht, so würde vielleicht sein Name nicht einmahl genannt werden; denn in der That ist es nichts weiter, als ein altes Castell, das nicht einmahl mehr die sieben Thürme hat, nach denen es genannt ist. Es macht die südliche Spitze des Dreyecks aus, das Constantinopel bildet.

Die viele Erdbeben und Feuersbrünste haben diese Stadt so verändert, daß man von dem ehemahligen Denkmählern der Kunst, die es den Griechen verdankte, wenig oder nichts mehr sieht. Nur auf der ehemahligen Rennbahn, die noch jetzt ein freyer Platz ist, sieht man einen Obelisk mit Hieroglyphen und Inschriften, und Überbleibsel von ein Paar alten Säulen, die vordem zu den Zierathen desselben dienten. Der Platz selbst ist noch der größte und schönste in Constantinopel, und die Türken bedienen sich seiner noch häufig zum Tumeln und Zureiten ihrer Pferde.

Unsere Leser würden es uns schlechten Dank wissen, wenn wir sie in das Innere dieser schmutzigen Stadt tiefer einführen wollten. Die Gegenstände, die wir ihnen zeigen könnten, würden nur den beschriebenen ähnlich seyn, Palläste und Mosqueen, wie die des Großveziers und von St. Sophie, mehrentheils enge Gassen, etwa die ausgenommen, die von dem Serai nach dem Thor von

Adrianopel geht, und hölzerne Häuser. Mancher hat vielleicht das Ermüdende, das von einer solchen Beschreibung unzertrennlich ist, schon zu sehr gefühlt, und wir würden sogleich zu der Geschichte von der Eroberung dieser Stadt übergehen, die wenigstens mehr inneres Interesse haben wird, wenn wir nicht vorher, unserm Versprechen gemäß, nach ein Paar Worte von den Vorstädten Pera und Galata sagen müßten.

Beide sind von Constantinopel selbst durch den Hafen getrennt, und nehmen das nördliche Ufer desselben ein, während das die Hauptstadt selbst an dem südlichen liegt. Zunächst am Wasser liegt Galata, die gewissermaßen eine eigne Stadt ausmacht, und, so gut wie Constantinopel, mit einer Mauer umgeben ist. Sie ist der Wohnsitz fast aller Europäischen Kaufleute und der griechischen Christen, die hier vor den Insulten des Pöbels etwas mehr gesichert sind, als in Constantinopel selbst. Daher ist auch der Unterschied der Sitten und Lebensart sehr auffallend von dem in der Hauptstadt. Schon vermöge der Religion nähern sie sich weit mehr den unsrigen. Pera kann man wieder als eine Vorstadt von Galata ansehen, die ihren Ursprung vorzüglich dem Umstande zu danken hat, daß sich hier alle Palläste der auswärtigen Gesandten befinden. Die häufigen

Aufläufe des Pöbels, die Feuersbrünste, und besonders die Pest, würden ihnen keinen ruhigen Aufenthalt in der Stadt selbst erlauben; sie haben sich daher in diese Gegend zurückgezogen, und leben hier ganz auf europäischem Fuß, fast völlig abgesondert von den Türken, soweit es ihre Geschäfte und politischen Angelegenheiten erlauben.

Skutari, auf der andern Seite des Canals, der nach dem schwarzen Meere führt, und schon auf dem festen Lande von Asien, wird gewöhnlich gar nicht mehr zu Constantinopel gezählt, sondern bildet eine Stadt für sich. Aber so wie Pera und Galata, trägt es nicht wenig dazu bey, den Anblick von Constantinopel selbst zu verschönern. Es dient der Hauptstadt gleichsam zum Gegenstück, und gibt der fruchtbaren Küste von Asien, die mit Dörfern und Fruchtbäumen bedeckt ist, eine größere Mannigfaltigkeit. An der andern Seite erhebt sich Constantinopel selbst in unabsehbarer Länge als ein prächtiges Amphitheater, mit seinen unzähligen Pallästen, Mosqueen und Thürmen, und das unendliche Gewimmel von Schiffen und Rähnen, mit denen das Meer besäet ist, belebt diesen Anblick, der, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden, auf der Erde seines gleichen nicht hat.

Dies ist die Lage und der jetzige Zustand einer Stadt, die in einer Reihe von Jahrhunderten

ten hindurch die erste Stadt in Europa war, und durch ihren Glanz selbst Rom, die alte Hauptstadt der Welt, verdunkelte. Constantin, der Große, der sie im Jahr 331 zu seiner Residenz, und zugleich zu der neuen Hauptstadt des römischen Reichs bestimmte, wandte alles an, sie dieser Ehre würdig zu machen; sie sollte Rom, wo nicht übertreffen, doch wenigstens ihm gleichkommen, und mehrere Städte des Römischen Reichs mußten ihre kostbarsten Denkmähler hergeben, um diese glückliche Nebenbuhlerin zu bereichern. Die Gewaltthätigkeit der Bilderstürmer im siebenten, und die Verwüstungen der Kreuzfahrer im zwölften Jahrhunderte, raubten ihr zwar manche dieser Kostbarkeiten, aber dennoch blieb sie die erste Stadt von Europa, bis in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, im Jahr 1453, Sultan Mustapha der Zweyte sie mit stürmender Hand eroberte, und das Kreuz auf ihren Thürmen mit dem halben Mond verwechselte.

Diese große Begebenheit gehört zu denjenigen, die nicht bloß das Schicksal eines einzigen Reichs bestimmen, sondern vielmehr der ganzen Weltgeschichte bis auf unsere Zeiten, und wahrscheinlich noch auf späte Jahrhunderte, ihre Richtung geben. Durch sie ward nicht bloß der letzte Rest des mächtigsten Reichs der Welt, nachdem es vol-

le zweytausend Jahre unter so manchen Abwech-
selungen geblühet hatte, gänzlich zernichtet, son-
dern es setzte sich zugleich ein fremdes Volk, durch
Abkunft, Sitten, Religion und Sprache völlig
von den übrigen Bewohnern Europas verschieden,
in diesem Welttheil fest, unterwarf sich die frucht-
barsten Länder desselben, und drohte zu wiederhohl-
tenmahlen, auch die übrigen zu verschlingen. Und
so merkwürdig diese Begebenheit wegen ihrer Fol-
gen ist, so merkwürdig ist sie auch an sich selbst.
Scenen des Schreckens und Blutvergießens sind
mit allen Eroberungen von Städten verbunden,
aber selten geht das Schauspiel so ins Große, als
bey diesem Fall der Hauptstadt des Morgenlandes,
und von wenig Weltbegebenheiten hat die Geschich-
te solche Beyspiele des Heldenmuthes und National-
geistes aufbewahrt, als wir von diesem großen
Tage aufgezeichnet finden.

Die ungestüme Tapferkeit der Osmanen, die
wir noch gegenwärtig bewundern, und ihre Ver-
achtung des Todes zeigte sich nie mehr als damahls,
da eine Kaiserstadt die Belohnung des Sieges,
und ein Held, wie Sultan Mahomed, ihr Anführer
war; und wenn gleich der hartnäckige Muth der
Christen, selbst durch Verzweiflung gestählt, end-
lich nachgeben mußte, so ist es doch ein großes
Schauspiel, den letzten christlichen Kaiser des Mor-

genlandes nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben zu sehen. Gerade hundert Jahre vor der Eroberung von Constantinopel hatten die Türken es zum ersten Mal versucht, in Europa festen Fuß zu fassen. Schon vorher hatten sie die vormahligen Provinzen des morgenländischen Reichs sich unterwürfig gemacht; es gehorchte ihnen Kleinasien oder Natolien ganz, und die innerlichen Unruhen in Constantinopel selbst gaben ihnen nicht allein erwünschte Gelegenheit, ihre Eroberungen in Asien fortzusetzen, sondern verschafften ihnen sogar eine Einladung von Seiten der einen Parthey, nach Europa zu kommen. Johannes Cantacuzenus, der Freund und Vertraute Kaisers Andronikus des Jüngern, war von ihm zum Vormund seines unmündigen Sohnes bestellt worden; allein kaum hatte Cantacuzenus nach dem Tode des Kaisers 1341 dieses Geschäft übernommen, so bildete sich gegen ihn in Constantinopel eine mächtige Parthey, an deren Spitze die verwittwete Kaiserin Anna, der Patriarch der Hauptstadt, und der Großadmiral standen. Des Hochverraths angeklagt, und abwesend zum Tode verurtheilt, sah Cantacuzenus weiter keine Wahl vor sich, als zwischen dem Schafott und dem Thron. Aber um den letztern zu besteigen, bedurfte er auswärtiger

Hülfe. Diese suchte und erhielt er bey den Türken; durch sie gelangte er zu einer Herrschaft, die er zehn Jahre behauptete, bis es ihm gefiel, oder er gezwungen ward, den kaiserlichen Pallast mit einem Kloster zu vertauschen. Durch diese genaue Verbindung, die durch die Heirath seiner Tochter Theodora mit dem Sohn des Türkischen Emirs oder Fürsten Organ noch enger geknüpft ward, hatten die Türken Gelegenheit, als Freunde in Europa Eingang zu finden. Eine zahlreiche Colonie ließ sich an den Ufern des Hellespont nieder, bemächtigte sich der festen Schlösser, unterwarf sich die Provinz Romanien, und breitete sich dermaßen aus, daß schon der Sohn des Organ, Amurath der Erste, seine Residenz in Adrianopel aufschlug. Dieß geschah im Jahr 1439 und wenn gleich das gute Vernehmen zwischen Christen und Türken noch eine Zeitlang fortbauerte, oder doch zuweilen wieder hergestellt ward, so war der Unterschied zwischen diesen Völkern doch zu groß als daß eine solche Vereinigung hätte von Dauer seyn können.

Schon Bajazet, der Erste, der Sohn und Nachfolger Amuraths, stand im Jahre 1396 vor Constantinopel, und unmöglich hätte diese Hauptstadt über ein halbes Jahrhundert noch den türkischen Waffen widerstehen können, wenn nicht ein neuer

Sturm die türkische Herrschaft in ihrer Grundfesten erschüttert, und Bajazet selbst von dem Thron in die Gefangenschaft geworfen hätte. Timur (oder wie man ihn häufig, aber mit Unrecht, nennt, Tamerlan) ein mogulischer Fürst, einer der größten Eroberer, aber auch zugleich einer der größten Menschen, die die Geschichte kennt, erregte denselben. Geboren bey Samarkand, an den Grenzen von Persien, in einem Zeitalter, wo seine Nation durch innere Kriege zerrüttet ward, hatte er von seinen Knabenjahren an sich in Schlachten herumgetummelt. Bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr focht er für die Rechte seines Stammes, als er zuletzt, von der Menge seiner Feinde überwältigt, unterzuliegen schien. Seine Truppen wurden geschlagen, und der künftige Welteroiberer irrte mit seinem Weibe und sieben Begleitern in der Wüste umher. Auch diese wurden ihm entzissen, und um sein eigenes Leben zu retten, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als durch einen der reißendsten Ströme, den Oxus, zu schwimmen, über den er vorher mit seinen Truppen gegangen war. Sein Entschluß ward bald gefaßt; er warf sich in die Wellen, und brachte an das jenseitige Ufer nichts, als sich selbst. Aber bald sammelten sich mehrere seiner alten Anhänger zu ihm. Der Ruhm seiner Thaten vermehrte ihre Anzahl, und in sei-

nem vier und dreyßigsten Jahre glückte es ihm, durch ihre Unterstützung den Thron von Samarkand zu besteigen. Er ward dadurch Herr eines prächtigen Reichs. Allein eine Erhöhung, die jeder andere vielleicht als den Gipfel des Glücks angesehen hätte, betrachtete er nur als die Grundlage desselben. Von Samarkand aus verbreiteten sich seine siegreichen Heere, an deren Spitze er selber focht, über ganz Asien; Persien, Indien und die chinesische Tartarey wurden Provinzen seines Reichs, und nachdem er so den Osten und Süden besiegt hatte, wandte er sich gegen Westen, nach Kleinasien oder Natolien, wo die Eroberungen von Bajazet, und seine eigenen, einander berührten. Nach zweijährigen Drohungen und Zurüstungen, die Bajazet zwangen, die schon angefangene Belagerung von Constantinopel aufzuheben, gingen endlich beyde Fürsten an der Spitze ihrer unermesslichen Heere auf einander los. Das von Timur wird nach der geringsten Angabe auf 800,000 Mann, und das von Bajazet halb so stark geschätzt; und der 14te Julius 1402 war der merkwürdige Tag, wo auf der Ebene von Angora in Kleinasien das Schicksal beyder Heere entschieden wurde. Timur siegte nicht nur, sondern bemächtete sich selbst der Person des Bajazet, der bis ans Ende seines Lebens in der Gefangenschaft bleiben

mußte. Hätte Timur eine Flotte gehabt, so würde diese Schlacht ohne Zweifel den völligen Untergang der türkischen Herrschaft nach sich gezogen haben, und vielleicht auch Constantinopel selbst in seine Hände gefallen seyn. Denn wer hätte es ihm wehren wollen, nach Europa überzugehen, und den dortigen Ueberrest der türkischen Macht gänzlich zu unterdrücken? — So aber, da er keine Schiffe hatte, machten die Küsten von Asien zugleich die Grenzen seiner Eroberungen aus, und bald nach jener entscheidenden Schlacht wurden der Sieger und der Besiegte durch den Tod sich wieder gleich gemacht. Bajazet überlebte seine Gefangenschaft nur zwey, Timur seinen Sieg nur drey Jahre. Er starb im Jahr 1405, und sein ungeheueres Reich, von dem ein Theil nachher das Reich des großen Moguls, wie man ihn nennt, ausmachte, zerfiel so schnell, als es entstanden war.

Dieser Völkersturm von Asien her, der das türkische Reich bis an den Rand des Verderbens führte, befreyte eben dadurch auch die Christen, und besonders Constantinopel selbst, auf eine Zeitlang von den Anfällen der Türken. Nach der Gefangennehmung des Bajazeth geriethen noch dazu seine Söhne untereinander in bürgerliche Kriege, die bis auf das Jahr 1413 dauerten, und deren Erzählung hieher nicht gehört. Aber bey dem al-

lem ließ es sich leicht voraussehen, daß diese Ruhe von keiner langen Dauer seyn würde. Jener Sturm hatte zwar dem Baum seine Zweige geraubt, aber der Stamm war stehen geblieben, und bald sproßten auch die Zweige aufs neue hervor. Kaum hatte Timur die asiatischen Provinzen der Türken wieder geräumt, so kamen diese auch wieder in Besiß davon. Mahomet, der jüngste Sohn des unglücklichen Bajazeth, erhielt um das Jahr 1414 nicht allein das Übergewicht über seine Brüder, sondern vertrieb auch die letzten Überreste der Mogolen aus Kleinasien, und sein Sohn Amurath der Erste, der 1421 zur Regierung kam, ging wieder nach Europa über, eroberte Adrianopel, schlug, wie sein Großvater Bajazeth, hier wieder den Sitz seiner Regierung auf, vereinigte alle vormahligen Provinzen aufs neue, und stellte auf diese Weise den vorigen Glanz des türkischen Reichs in eben dem Maße wieder her, als es jetzt den Christen wieder aufs neue furchtbar ward.

Wenn die letzteren es auch hätten vermeiden wollen, an den Streitigkeiten der Söhne des Bajazeth Antheil zu nehmen, so hätten sie es dennoch nicht können, da die eine oder die andere Partey immer Schutz oder Hülfe bey ihnen suchte. Ihr politisches Interesse hätte es unstreitig erfordert, immer die Partey des Schwächeren zu nehmen, diesen ge-

gen den Mächtigeren zu unterstützen, und eben dadurch die Streitigkeiten zu unterhalten, die das einzige Mittel waren, ihren eigenen Untergang, wo nicht gänzlich abzuwenden, doch wenigstens aufzuschieben. Allein Kaiser Immanuel war unvorsichtig genug, sich mit dem mächtigen Mahomet, dem Vater des Amurath, zu verbinden. Eine Freundschaft, die nicht länger dauern konnte, als es die Convenienz des Mächtigeren erforderte; und in der That, kaum sah sich Amurath der zweite auf den Thron, so stand er auch schon im Jahr 1422 mit einer Armee vor den Thoren von Constantinopel. Aber die Stunde dieser Kaiserstadt hatte noch nicht geschlagen; innere Unruhen, die in seinem Reiche ausbrachen, zwangen ihn, nach einem Zeitraume von zwey Monaten die Belagerung aufzuheben, und sich mit einem jährlichen Tribut, und der Einräumung alles Gebiets, das den christlichen Kaisern noch außerhalb Constantinopel und seinen Vorstädten übrig war, zu begnügen.

Manche Leser werden sich schon gewundert haben, warum die griechischen Kaiser in diesen bedrängten Umständen nicht da Hülfe suchten, wo sie einzig zu hoffen war — bey den christlichen Mächten des westlichen Europas. Noch war die Macht der Türken nicht so fürchterlich, daß eine

Vereinigung der ganzen Christenheit ihr nicht hätte die Spitze bieten können; und das eigne Interesse der Christen schien eine solche Vereinigung so offenbar zu fordern, daß man hätte glauben sollen, beyde Theile würden sich von selbst dazu die Hände geboten haben. Allein unglücklicher Weise wurden beyde durch eine Scheidewand getrennt, die sie selbst, mit vereinigten Kräften, ungeachtet aller gemachten Versuche, nicht niederreißen konnten. Verschiedenheit von Meinungen in einigen Glaubensartikeln war es, die diese Scheidewand bildete, und durch welche die berühmte Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche entstanden war, die bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag fort dauert. Zwar hätten diese Streitigkeiten, ihrer Natur nach, auf politische Verbindungen keinen Einfluß haben sollen; allein man glaubte, nicht eher eine feste politische Freundschaft errichten zu können, als bis man sich über die Religionsstreitigkeiten verglichen hätte.

Ohnehin mußten, nach der damaligen Lage der Dinge, alle politischen Verhandlungen durch die Hände der Päpste gehen, deren eigenes Interesse es erforderte, eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen zu der ersten Grundlage eines Traktats zu machen.

In der That hatte man an dieser Vereinigung auch schon lange gearbeitet. Päbste und Kaiser hatten sich schon zu wiederhohltenmahlen dazu die Hände geboten, ja sogar mehrere Kaiser selbst waren deßhalb in Person von Constantinopel nach Italien gegangen; aber eine Menge Ursachen trafen zusammen, warum diese Unterhandlungen nothwendig fruchtlos ablaufen mußten. Die wiederhohlten Angriffe der Türken waren das Signal zu der Erneuerung derselben gewesen, und wenige Jahre vor dem Fall der Kaiserstadt, da ohnehin die wachsende Größe Amuraths immer furchtbarer ward, schien sich die bequemste Gelegenheit zu der Ausführung dieses Planes darzubieten, da schon seit dem Jahre 1417 die Häupter der abendländischen Kirche auf dem berühmten Concilio zu Costniz, und nachmahls zu Basel, versammelt waren.

Eine Vereinigung beyder Kirchen zu Stande zu bringen, mußte eine zu glänzende Aussicht für sie seyn, als daß sie gar nicht hätten ihr Augenmerk darauf richten sollen. Man fing deßhalb Unterhandlungen mit Johannes Paläologus, dem vorletzten christlichen Kaiser der Morgenländer, an; Pabst und Concilium wetteiferten, ihn für sich zu gewinnen; und als sich Johannes endlich entschloß, selbst nach den Abendländern zu kommen, so eilte eine päpstliche Flotte nach Constan-

tinopel, um ihn und seine Begleitung abzuholen; und im Februar 1438 landete er schon in Venedig. Was nur an Gold und Kostbarkeiten in Constantinopel aufzutreiben gewesen war, das hatte man zu diesem Zuge verwandt, um so viel möglich in einem glänzenden Aufzuge zu erscheinen; aber es war ein Bettelstolz, der um so viel eher in seiner wahren Gestalt erscheinen mußte, da das stolze und reiche Venedig alle seine Kräfte aufbot, den sogenannten Beherrscher des Morgenlandes auf eine seiner würdigen Weise zu empfangen. Zu Ferrara sahen sich Kaiser und Pabst. Der letzte versuchte es hier, ein neues Concilium zu versammeln, da die zu Basel versammelten Väter keine Lust hatten, über die Alpen zu kommen, und man schloß unter gewissen Modificationen der streitigen Lehrrsätze eine Vereinigung, von der es sich voraus sehen ließ, daß sie so gut wie gar keine war, da sie von Seiten der Abendländer nicht allgemein angenommen ward, und da der Kaiser und die morgenländische Geistlichkeit nicht darauf gerechnet hatten, daß sie mit einem Federzuge nicht den Glauben ihres Volks ändern könnten. Im Jahre 1440 kam der Kaiser nach einer fast zweijährigen Abwesenheit wieder nach Constantinopel zurück, und der allgemeine Unwille, mit dem er empfangen ward, zeigte ihm schon hinreichend, wie fruchtlos

keine Reise gewesen sey. Indessen wenn es gleich unmöglich war, eine Glaubensvereinigung durch diese Versammlung zu Stande zu bringen, so lag dem Papste doch zuviel daran, der Welt wenigstens einige Früchte davon zu zeigen. So wie einst im eilften Jahrhundert die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Unglaubigen zu vereinigen, durfte er nicht hoffen; aber deßhalb brauchte er nicht die Hoffnung aufzugeben, bey einzelnen christlichen Mächten etwas auszurichten, und der damalige politische Zustand von Europa berechtigte ihn noch mehr dazu. Zwar durfte er von den westlichen Reichen sich keinen Beystand versprechen; denn diese waren entweder mit ihm gespannt, oder hatten genug unter sich zu thun, aber desto eher von den östlichen. Die Kronen von Ungarn und Pohlen waren damals auf dem Haupte von Ladislaus vereinigt, einem jungen, feurigen Prinzen, dessen eigenes Interesse es erforderte, die türkische Macht zu schwächen, so viel ihm möglich war. An Johann Hunniades, dem Woywoden von Siebenbürgen, einem glücklichen Abentheurer, hatte er einen tüchtigen General. Der griechische Kaiser versprach, aus allen Kräften die Sache der Christenheit zu unterstützen, und der Nahme eines Religionskrieges war nachdrücklich genug, um die Gemüther der Ungaren und

Wohlen zu entflammen; auch rechnete man auf die Hülfe von Venedig und Genua. Was sonst noch für Bedenklichkeiten da seyn mochten, die räumte die Beredsamkeit des päpstlichen Legaten weg; der Krieg ward beschlossen, und Ladislaus ging im Jahr 1443 über die Donau. Das Glück begleitete seinen Zug, und da die türkischen Waffen gerade an einer andern Seite beschäftigt waren, so both man ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Frieden an. Die versprochenen Vortheile bestimmten Ladislaus, dieselben anzunehmen, und die Türken schienen mit geringer Aufopferung ein Ungewitter abgewendet zu haben, das ihrer europäischen Herrschaft den Untergang drohte.

Aber man kann es sich leicht vorstellen, wie groß die Unzufriedenheit des Papstes und der übrigen Verbündeten seyn mußte. Die ganze Absicht des Kreuzzugs ward dadurch verfehlt; sie alle gingen leer aus, und Ladislaus war der einzige, der die Vortheile zog.

Kaum war der Friede geschlossen, so ward auch das Klagen allgemein. Jetzt eben, hieß es, sey der günstigste Zeitpunkt da, um den Erbfeind der Christenheit auszurotten; die venetianischen und genuesischen Flotten hätten den Hellespont besetzt; die Griechen selbst hätten sich gerüstet; und was wichtiger sey, als das alles, in den türkisch-asia-

tischen Provinzen sey ein heftiger Sturm gegen Amurath ausgebrochen. Diese letzte Nachricht war es besonders, die auf Ladislaus Eindruck machte; der päpstliche Legat führte ihm zugleich zu Gemüth, daß er durch den geschlossenen Frieden ein Verräther der Christenheit geworden und daß er so wenig verpflichtet sey, denselben zu halten, daß es vielmehr Pflicht sey, denselben zu brechen. Diese wiederholten Vorstellungen machten endlich Eindruck auf das Gemüth des Königs; er hatte den Winter über Zeit genug, sich zu bedenken, und die Entscheidung fiel zu seinem eigenen Unglück endlich nach dem Wunsche des Papstes aus.

Im Jahre 1444 ging er mit seiner Armee wieder über die Donau, brach den kurz vorher beschwornen Frieden, und drang aufs neue in die türkischen Provinzen ein. Seine siegreichen Truppen rückten ohne Widerstand vor, bis sie endlich zu Warna in Bulgarien Sultan Amurath selbst an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann gegen sich ankommen sahen.

Amurath hatte nicht lange vor dieser Begegnung, aus Hang zu einem ruhigen Leben, freiwillig die Regierung niedergelegt, sich nach Asien in die Einsamkeit begeben, und war Willens, hier den Rest seiner Tage zuzubringen. Allein der ein-

brechende Sturm von Ungarn her riß ihn wieder aus dieser Ruhe; seine Soldaten, die unter ihm gewohnt gewesen waren zu siegen, wollten auch nur unter ihm fechten, und auf die Treulosigkeit der Christen baute er seine Hoffnung zum Siege. Von Asien her eilte er zuerst nach Adrianopel; der genuesische Admiral, der mit seiner Flotte den Hellespont besetzt hielt, ward bestochen, ihm den Übergang zu erleichtern; und von Adrianopel aus rückte er an der Spitze seines Heeres den Christen entgegen. Warna war, wie vorher gesagt, der Ort, wo sich beyde Heere trafen, und der zehnte November 1444 der Tag, der ihr beyderseitiges Schicksal entschied. Als sich der Sultan mit seinem Heere zeigte, sank schon den Christen der Muth, da sie ihn stärker und sich schwächer sahen, als sie vorher selbst geglaubt hatten; und sie hätten vielleicht einen Rückzug der Schlacht vorgezogen, wenn es nicht zu diesem zu spät, und Ladislaus weniger entschlossen gewesen wäre, zu siegen oder zu sterben. Bey dem ersten Angriff, der auf die Flügel der türkischen Armee geschah, wurden diese zum Weichen gebracht, und Amurath selbst soll schon auf der Flucht gewesen seyn, als ein alter Janitschar seinem Pferde in die Zügel fiel, und ihn an seine Pflicht erinnerte.

Er raffte seinen geschlagenen Haufen wieder zusammen, rief mit aufgehobenen Händen den Gott der Wahrheit, und Jesus seinen Propheten, als Rächer der Treulosigkeit der Christen an, und drang an der Spitze seiner Janitscharen, die noch frisch waren, und an dem Gefecht keinen Antheil genommen hatten, auf die Christen ein. Diese hatten beim Verfolgen ihre Glieder getrennt, und sich zu weit vorwärts gewagt, und prallten daher auf den geschlossenen Reihen der Janitscharen, wie auf einer Mauer ab. Die Flügel der türkischen Armee gewannen dadurch Zeit, sich wieder zu stellen, und griffen sie auf den Seiten an; Ladislaus selbst verlor sich im dem Getümmel der Schlacht. Amuraths eigene Lanze soll ihn vom Pferde geworfen haben; genug er fiel, und sein abgehauener Kopf war für die Türken das Panier des Sieges, so wie für die Christen das Signal zur Flucht. Zehntausend Christen fielen in der Schlacht, und Johannes Hunniades rettete nur mit Mühe die geringen Überbleibsel des christlichen Heeres.

So sank also die letzte Stütze des griechischen Kaiserthums, und offenbar war durch diese ganze Unternehmung die Lage desselben nicht nur nicht besser, sondern um vieles schlimmer geworden. Der Religionshaß ward dadurch mehr angefacht, und die Griechen wurden jetzt als erklärte Feinde der Chri-

ken betrachtet. Amurath hatte die vorgehabte Vereinigung der Christen schon mit scheelen Augen angesehen, und auf alle Weise zu verhindern gesucht. Er hatte jetzt die Folgen davon erfahren; der treulose Friedensbruch mußte ihn natürlich noch mehr erbittern, und ihn hinreichend lehren, daß keine Sicherheit für seine Nation in Europa sey, so lange Constantinopel ihm nicht die Thore geöffnet habe. Auch konnte dieser Stadt ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft bleiben; allein so sehr auch Johannes Paläologus zu fürchten, und Amurath zu hoffen Ursache hatte, so war es doch von der Vorsehung beschlossen, daß dieser so wenig den Thron von Constantinopel besteigen, als jener ihn verlieren sollte. Ein kühner und glücklicher Abentheurer war es, der den Fall der Kaiserstadt noch auf einige Jahre aufhielt.

Georg Castriota Scanderberg (Fürst Alexander), wie die Türken ihn nannten, ist in der Geschichte jener Zeit zu berühmt, und zu sehr als mithandelnde Person darin verflochten, als daß wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen könnten. Er war der vierte Sohn von Johann Castriota, Fürsten von Albanien; als aber dessen Land zu einer türkischen Provinz gemacht ward, so kam er schon in früher Jugend an den Hof des Sultans, ward als Muselman erzogen, und focht nachher in den

türkischen Heeren. Aber, war es Ehrgeiz, oder Rachsucht über das ihm geraubte Fürstenthum seines Vaters, er wollte nicht als Unterthan dienen, und fand Mittel, durch einen kühnen Streich sich desselben wieder zu bemächtigen.

Als im Jahre 1443 bey dem glücklichen Ein-
falle des Ladislaus seine Truppen geschlagen wa-
ren, so machte er sich die herrschende Verwirrung
zu Nuze, überfiel den Reis-Effendi, oder Staats-
sekretair, setzte ihm den Dolch auf die Brust, und
zwang ihn, ihm auf der Stelle im Namen des
Sultans, das Patent oder den Firman auszufer-
tigen, durch den er zum Gouverneur von Albanien,
seinem väterlichen Fürstenthum, ernannt wurde.
Der Staatssekretär gehorchte zitternd, und als
Scanderberg hatte, was er wollte, stieß er ihm
den Dolch ins Herz, damit sein Geheimniß nicht
verrathen wurde. Noch dieselbe Nacht setzte er
sich auf sein Pferd, und eilte, von wenigen seiner
Vertrauten begleitet, gerades Weges nach Alba-
nien. Der Firman des Sultans öffnete ihm oh-
ne Mühe die Thore von Troya, der Hauptfestung
des Landes, und kaum sah er sich in dem Besiße
derselben, als er die Maske abzog, dem Prophe-
ten und dem Sultan den Gehorsam aufkündigte,
und sich als rechtmäßigem Besitzer seines väterli-
chen Fürstenthums huldigen ließ. Unternehm-

gen der Art waren in jenem Zeitalter weit eher möglich als jetzt, da eine Menge Abentheurer auf den ersten Ruf als Miethstruppen zusammenfloßen, und da der Religionshaß allein im Stande war, die Anhänger der verschiedenen Partheyen zu bewaffnen. Der Ruhm seiner Tapferkeit, und der Eifer für die Religion, deren Sache er verfocht, versammelte bald um ihn ein Heer, mit dem er, unterstützt durch seine eigene Klugheit und Erfahrung, in den gebirgichten Gegenden Albaniens sich in den Stand gesetzt sah, den wiederholten Angriffen der Türken, bis an das Ende seines Lebens, glücklich zu widerstehen.

Die Unternehmungen gegen diesen Fürsten, den man nie ganz unterdrücken konnte, und einige innere Unruhen beschäftigten Amurath, der ohnehin die Ruhe liebte, und zu keinen großen Unternehmungen mehr aufgelegt war, wenn er nicht dazu gezwungen wurde; und der Sitz des griechischen Kaiserthums hatte Ruhe, bis er sowohl als Johannes Paläologus von der Scene abgetreten waren. Der Letzte starb im Jahr 1448, der Erste 1551. Der Nachfolger von jenem war nach einigen Streitigkeiten sein ältester Bruder, Constantin Paläologus, der Nachfolger von Amurath aber sein ungleich größerer Sohn, Mahomet der Zweyte.

Die ersten Unternehmungen von beyden Monarchen zeichnen am besten ihren Charakter. Mahomet, dessen erster und einziger Gedanke die Eroberung von Constantinopel und Vertilgung des morgenländischen christlichen Kaiserthums war, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch schon anfang, den Griechen Troß zu bieten. Der Canal nach dem schwarzen Meer ist für die Hauptstadt selbst, aus Gründen, die wir oben angeführt haben, von der größten Wichtigkeit, da sie einen großen Theil der benöthigten Zufuhr von daher erhält. Amurath, sein Vater, hatte schon an demselben auf der asiatischen Küste ein festes Schloß angelegt; Mahomet beschloß ein Gleiches auf der europäischen Küste zu thun, um den Canal gänzlich in seiner Gewalt zu haben, und eine troßige Antwort war alles, was die Griechen auf ihre Vorstellungen erhalten konnten. „Der Grund und Boden sey sein, und er wolle doch sehen, wer es ihm wehren wolle, antwortete Mahomet. Constantin, der neue griechische Kaiser, sah die Folgen ein, die diese Unternehmung haben würde, und war der Einzige, der Muth genug hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen; aber seine Vorstellungen waren zu schwach, um Eindruck auf seine Minister zu machen, die einen gewissen, aber späteren Untergang

einer möglichen, wenn gleich wenig wahrscheinlichen, Rettung vorzogen.

Mahomet baute also ungestört fort, und es konnte ihm nicht schwer werden, einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu finden. Die übermüthige Bewegung der Türken erbitterte die Griechen immer mehr und mehr, und wie jene es einst so weit trieben, daß sie ihre Pferde in dem Korn der letzteren weiden ließen, kam es zu einem Gefechte, worin von beyden Seiten mehrere erschlagen wurden. Dieser Vorfall (im Junius 1452) war das erste Signal zu offenbaren Feindseligkeiten, und verbreitete Schrecken in der Hauptstadt. Die Thore wurden geschlossen, aller Verkehr hörte auf, und Mahomet selbst machte kein Geheimniß mehr daraus, daß die Vollendung seiner Festungswerke, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, ihn allein noch abhielten, die Belagerung anzufangen. Er vollendete dieselben noch im Herbst dieses Jahrs, und ein Tribut, den er von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erste Folge davon.

Der Winter ward von beyden Seiten auf eine sehr verschiedene Weise zugebracht. Mahomet rüstete sich zu seinem großen Vorhaben; die Provinzen seines Reichs mußten ihm Truppen liefern; seine Hauptsorgfalt war aber auf die Verbesserung und Vermehrung seiner Artillerie gerichtet. Da

der Gebrauch des großen Geschüßes, so wie des Schießpulvers überhaupt, damahls noch in seiner Kindheit war, so glaubte man, die Größe der Kanonen sey es, die sie furchtbar mache, und es wurden daher einige von so ungeheurer Größe verfertigt, daß man vermuthete, wenige Schüsse aus denselben würden hinreichend seyn, die Wälle und Mauern von Constantinopel zu Grunde zu richten.

Ganz anders sah es dagegen in Constantinopel aus. Daß das Ungewitter, das sich schon zusammen gezogen hatte, bald losbrechen würde, sah man voraus; aber wo sollte man Mittel finden, es abzuwenden, oder sich dagegen zu schützen? In dem westlichen Europa war kein Beystand zu hoffen; Frankreich und England waren unter einander im Kriege, und Kaiser Friedrich der Dritte hatte mit seinen eigenen Unterthanen und den Ungaren und Böhmen zu viel zu schaffen, als daß er hätte an einen Türkenkrieg denken können. Auch war selbst der Religionshaß in diesen unglücklichen Zeiten so groß, daß die griechischen Christen ihre abendländischen Brüder weit mehr, als die Muselmänner haßten. Zwar war Constantinopel auch damahls eine volkreiche Stadt; man zählte über 100,000 Einwohner; allein nach einer gewissen Musterung fand man unter ih-

nen nicht mehr als 4000, auf die man sich bey der Vertheidigung des Vaterlandes verlassen konnte. Und wie sollten diese eine so weitläufige Stadt gegen die Anfälle so zahlreicher Heere beschützen? Die einzige Hoffnung gründete sich auf den Muth und die Thätigkeit des Kaisers selbst, der nichts unterließ, um sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die 4000 Mann wurden in den Waffen geübt; zu ihnen kam noch eine Verstärkung von 2000 Mann tapfrer Miethstruppen, unter der Anführung eines edlen Genuesers, Giustiniani. Die Mauern und Festungswerke wurden ausgebessert, und der Eingang zum Hafen, um der feindlichen Flotte das Einlaufen zu verwehren, mit einer dicken Kette gesperrt.

Die türkische Macht wird so sehr verschieden angegeben, daß es unmöglich ist, etwas Zuverlässiges zu bestimmen. Einer der glaubwürdigsten Geschichtschreiber schätzt sie auf 250,000 Mann; aber ein großer Theil davon, oder vielmehr bey weitem der größte, bestand aus Gesindel, das herzugelaufen war, um Beute zu machen. Das Corps der Janitscharen, der Kern der türkischen Armee, wird auf nicht mehr als 15000 Mann geschätzt. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit der türkischen Seemacht. Eine zahlreiche Flotte von mehr als 300 Segeln bedeckten das Mare di Marmora's

aber nur achtzehn davon waren Kriegsschiffe oder bewaffnete Galleeren; der übrige Schwarm diente bloß zum Transport der Lebensmittel und Soldaten.

Sobald es die Jahreszeit erlaubte, versammelte Mahomet seine Truppen, und brach mit ihnen gegen Constantinopel auf. Die kleineren Städte, die den Griechen noch übrig waren, beugten sich vor ihm, wie das niedere Gesträuch vor dem kommenden Sturmwind, und schon am 6ten April 1453 pflanzte er seine Fahne vor den Thoren von Constantinopel auf.

Von den drey Seiten der Stadt konnte nur die Landseite angegriffen werden. Der Hafen war, wie oben erinnert, gesperrt, und die türkische Flotte zu schwach, als daß man von der Meeresseite her hätte einen Angriff wagen können. Die Bestimmung der Flotte war daher eigentlch, die Zufuhr abzuschneiden, indem sie die beyden Meerengen besetzt hielt, während daß der Sultan die Stadt von der Landseite bestürmte. Zu diesem Ende bildete seine Armee eine Linie, die sich von der Spitze des Hafens an südlich bis an das Meer, oder bis an das Schloß der Siebenthürme erstreckte.

Den Mittelpunkt derselben bildete das Corps der Janitscharen, bey denen sich der Sultan selbst

befand, die übrigen Truppen waren auf beyden Seiten ausgebreitet, und eine Vertheidigungslinie diente ihnen zur Schutzwehr. Die Vorstadt Galata, an der andern Seite des Hafens, war von einem besondern Corps eingeschlossen, nicht um sie zu belagern, sondern nur zu bewachen; denn diese Vorstadt stand damals mit der Hauptstadt selbst in einem besondern Verhältniß. Sie war den, in der Gegend des schwarzen Meeres einst mächtigen, Genuesern schon vor 200 Jahren von den Griechen als ein Lehen eingeräumt worden, hatte nachher bey der abnehmenden, Macht des griechischen Kaiserthums, theils durch Güte, theils durch Gewalt, sich manche wichtige Vorrechte erworben, und vor dem Anfange der jetzigen Belagerung, durch einen Privattraktat, den Mahomet ihr gerne bewilligte, weil es in seinem Belieben stand, wie lange er ihn halten wollte, eine Gefahr von sich abzuwenden gesucht, der sie doch früher oder später unterliegen mußte.

Wenn man auf diese Weise die Macht der Belagerten und des Belagerers gegen einander abwägt, so scheint die Wagschaale freylich so sehr auf die Seite des Lettern zu sinken, daß man glauben sollte, die erstern würden auch keinen Augenblick das Gleichgewicht haben erhalten können. Aber wenn man bedenkt, daß die Belagerungskunst

und der Gebrauch des schweren Geschützes damals noch in ihrer Kindheit waren; daß die Belagerten Zeit gehabt hatten, ihre Festungswerke herzustellen; daß sie einen entschlossenen Anführer an ihrer Spitze hatten, und endlich, daß es bey ihnen nur Sieg oder Untergang galt, so sieht man leicht, daß der türkische Eroberer dennoch Schwierigkeiten zu besiegen hatte, die alle seine Thätigkeit und Entschlossenheit erforderten.

Die Art der Befestigung durch eine doppelte Mauer, mit einem tiefen Graben in der Mitte, brachte es mit sich, daß der Belagerer seine erste Hoffnung auf sein schweres Geschütz setzen mußte. Er mußte die vordere Mauer niederschießen, und sich einen Weg durch den Graben bahnen, um die hintere bestürmen zu können. Von vierzehn verschiedenen Batterien ward daher die Mauer unablässig beschossen, und die Schwere des Geschützes ersetzte den Mangel der Geschwindigkeit, worin man in jenen Zeiten noch nicht den bewundernswürdigen Grad erreicht hatte, bis zu welchem man in unsern Tagen gekommen ist. Die größte seiner Kanonen, die unter dem Nahmen der Kanone des Mahomet bekannt ist, schoß eine steinerne Kugel von 600 Pfund. Nur siebenmahl des Tages konnte man sie abfeuern; die ungeheure Maschine sprang zuletzt, und beschädigte eine Menge

Menschen, die ihr nahe waren. Das anhaltende Feuer, dem die Türken, durch die Erfahrung belehrt, nach und nach eine bessere Richtung gaben, blieb nicht ohne Wirkung; ein Theil der vorderen Mauer stürzte ein, und die Türken machten sogleich einen Versuch, durch die Öffnung vorzudringen, und den Graben auszufüllen. Ein hölzerner Thurm, mit Faschinen ausgefüllt, und auf Räder gestellt, ward gegen die Öffnung gebracht, und diente zugleich zum Magazin für die Ausfüllung des Grabens, und zum Rückhalt bey den Angriffen auf die Mauer. Dieser Versuch schien in der That einen glücklichern Ausgang zu versprechen, als man erwarten konnte. Die ungeheure Menge Faschinen, die oft mit den Menschen zugleich in den Graben gestürzt wurden, füllten einen Theil desselben aus, und ein Thurm in der feindlichen Mauer litt so beträchtlich, daß nur die einbrechende Nacht die Türken zwang, einen Angriff zu endigen, den sie den folgenden Tag gewiß zu vollenden hofften. Aber die Thätigkeit des griechischen Kaisers, und der Eifer seiner Soldaten vereitelten diese Hoffnung. Der hölzerne Thurm ward in dem Dunkel der Nacht in Flammen gesetzt, der Graben wieder ausgeleert, und der beschädigte Thurm in der Mauer nach Möglichkeit wieder hergestellt.

So ward dieser erste Angriff glücklich zurückgeschlagen, und während daß Mahomed noch hierüber tobte, ging den Christen unvermuthet ein neuer Strahl der Hoffnung auf. Auf des Kaisers Betrieb waren auf den Inseln des Archipelagus einige Schiffe mit Lebensmitteln, Ammunition und Truppen ausgerüstet, und bald nach dem Angriff erschienen fünf davon, die gerade nach Constantinopel steuerten. Der Anblick belebte auf einmahl wieder die niedergeschlagene Hoffnung in der belagerten Stadt; aber mit dieser Freude vereinigte sich auch sogleich die Besorgniß, daß diese Hülfe vielleicht vergeblich seyn möchte; denn wie sollten die Schiffe den Hafen erreichen? Sie hatten zu lange gezaudert, um ohne Gewalt dahin gelangen zu können; die türkischen Schiffe hatten schon den Hellespont gesperrt, und ein Seegefecht mußte erst die Entscheidung geben, ob sie in den Hafen von Constantinopel einlaufen sollten, oder nicht. Die türkische Flotte stellte sich in Schlachtordnung, und bildete, stolz auf ihre Uebermacht, einen halben Mond, dessen Spitzen die beyden Ufer berührten. Die christlichen Schiffe, besser bemannt und regiert, wenn gleich geringer an Zahl, segelten kühn auf sie los, und die Küsten des Meeres waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt, die, indem sie ängstlich auf den Ausgang harrten, jede ihre Parthey

durch ihren Zuruf aufzumuntern strebten. Mahomed setzte sich selbst aufs Pferd, und jagte ans Ufer; sein Anblick und seine Stimme ermunterte seine Soldaten, und ungeduldig, daß er nicht selbst an dem Gefecht Antheil nehmen konnte, spornte er zu wiederholtenmalen sein Pferd in die Wellen des Meeres. Vor seinen Augen ward jetzt das Gefecht zum zweyten, und sogar zum drittenmal erneuert, aber bey diesem dritten Angriff, heftiger und blutiger als die beyden ersten, mußte die Übermacht der Türken der Geschicklichkeit der Christen weichen; sie brachen glücklich durch die türkische Linie, jagten ihre zerstreute Flotte mit großem Verlust aus einander, und segelten in vollem Triumph und unter lauten Zurufungen des Volks über die niedergelassene Kette, die den Eingang sperrte, in den Hafen von Constantinopel.

Dieser Vorfall schlug die Hoffnung des Mahomed nicht wenig nieder. Sein Plan, die Stadt bloß von der Landseite zu bestürmen, war dadurch so gut wie vereitelt worden; denn wenn ihm dieß schon vorher unmöglich gewesen war, wie konnte er hoffen, es jetzt auszuführen, da seine Macht in eben dem Maaße geschwächt, als die der Feinde gewachsen war? Es blieb ihm also nichts übrig, als die Macht der Feinde dadurch zu schwächen, daß er sie zertheilte, indem er die Stadt von mehreren Seiten angriff.

Aber auch hier schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu seyn. Die Hafenseite war durch die vorgezogene Kette gesperrt, und die Seeseite zu gut befestigt, und seine Macht zu schwach, als daß er hoffen konnte, von dorthier einen glücklichen Angriff zu wagen. Die Kette, die den Hafen verschloß, durch die Gewalt seiner Schiffe zu sprengen, erlaubte ihm der schlechte Zustand und die Schwäche seiner Schiffe nicht. Aber eben diese Unvollkommenheit des Seewesens, besonders der Kriegsschiffe, machte ihm die Ausführung eines andern Planes möglich, den man bey unsern Schiffen für ungereimt halten würde, wovon wir aber in der ältern Geschichte, als die Kriegsschiffe noch zu keiner kolossalischen Größe angewachsen waren, ähnliche Beispiele finden.

Weil ihm der gewöhnliche Eingang zum Hafen versperrt war, so beschloß Mahomed, sich einen andern zu bahnen, und wenn er seine Schiffe nicht zu Wasser hineinbringen konnte, es zu Lande zu thun. Um die Vorstadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Bretern belegt, diese wurden mit Fett bestrichen, damit die darauf gelegten Walzen desto besser rollten, und so ward der Plan zu einem Unternehmen gemacht, das nicht weniger unglaublich scheint, als das Felsensprengen durch Effig, das Hannibal einst versucht haben

soll, wenn es nicht durch die eben angeführten Umstände gemildert, und durch das einstimmige Zeugniß aller Geschichtschreiber bestätigt würde.

Nachdem also jene vorläufigen Anstalten gemacht waren, wurden 80 leichte Fahrzeuge von fünfzig bis dreyßig Rudern an die Küste des Bosporus gebracht. Man setzte sie auf Rollen, und zog sie durch Winden vorwärts, und so kletterte, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, diese türkische Flotte in einer Nacht das Ufer herauf, steuerte mit ausgespannten Segeln über die Ebene, und ward auf der andern Seite in das Wasser des Hafens gelassen, an einer Stelle, die zu seicht war, als daß die ungleich größeren Schiffe der Christen sich ihnen hätten widersetzen können.

Diese Unternehmung verbreitete um desto größeren Schrecken in der Stadt, je außerordentlicher und wunderbarer sie war. Man hatte mit einem Gegner zu thun, der auch im Stande war, das Äußerste zu wagen, und der nur desto furchtbarer ward, je mehr Hindernisse man ihm in den Weg legte. Auch versäumte es Mahomed nicht, diese erste Bestürzung der Christen zu nutzen. Sobald er den oberen Theil des Hafens mit seiner Flotte und seinen Truppen eingenommen hatte, baute er daselbst einen Damm, oder vielmehr eine schwimmende Batterie, die er mit seiner schwer-

sten Artillerie besetzte, und damit unablässig die Hafenseite beschoss. Zwar versuchten es die Christen, sie in Brand zu stecken; allein der Versuch kam ihnen theuer zu stehen, sie verloren mehrere ihrer besten Schiffe, und einen Theil ihrer besten Mannschaft. So von beyden Seiten geängstigt, ohne Hoffnung einer Rettung von außen, sah Constantinopel sein unaufhaltbares Schicksal sich nähern. Die unaufhörliche Kanonade von der Landseite her hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingestürzt; die geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefecht und Arbeit geschmolzen, und der Geist der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete sich unter den noch übrigen in eben dem Maasse, als die Gefahr zunahm. Gebethe, Versprechungen und eigenes Beispiel war alles, wodurch Constantin den Muth der Seinen beleben konnte, zu schwache Waffen gegen einen so mächtigen Feind.

Mahomed auf seiner Seite glaubte, daß jetzt die Stunde gekommen sey, wo ein allgemeiner Sturm seine Unternehmungen mit Sieg krönen würde. Seine Anerbietungen (er forderte Tribut und Übergang zu seiner Religion) waren verworfen worden, und er erklärte daher, daß er entweder den Thron von Constantinopel besteigen, oder sein Grab vor ihren Mauern finden wollte. Die Ver-

anstellung zum Sturm wurde gemacht, und der Tag, den er dazu wählte, wurde nach astrologischen Deutungen bestimmt. Es war der neun und zwanzigste May des 1453ten Jahres, der 53ste Tag nach dem Anfang der Belagerung, und der dritte Pfingsttag für die Christen. Ein Plan, wie man ihn bey unsern Heeren zu machen pflegt, war bey einer so wenig disciplinirten Armee nicht möglich; Mahomed konnte nur im Allgemeinen die Plätze bezeichnen, wo man angreifen sollte, und den Officiern seine Befehle ertheilen; das Wie mußte er diesen und seinen Soldaten überlassen. Mehr als alles wirkten seine Drohungen und seine Versprechungen, die stärksten Mittel in der Hand eines Despoten. Am Tage vor dem Sturm versammelte er seine vornehmsten Officiere; unvermeidliche Todesstrafe ward jedem Feigherzigen oder Saumseligen gedroht, hingegen das Gouvernement einer Provinz demjenigen versprochen, der zuerst die feindliche Mauern ersteigen würde. Eine allgemeine Reinigung nach türkischen Sitten sollte den Beystand der Gottheit verschaffen, während daß die Christen und der griechische Kaiser durch ihre Gebethe in der Sophienkirche, jezt zum letztenmahl, eben denselben zu erflehen suchten. Mahomed wollte, daß der volle Tag Zeuge seines Ruhms seyn sollte; seine Truppen mußten daher

die Nacht im Lager zubringen, wenn gleich ihr Feldgeschrey schon den Belagerten die Schrecken des kommenden Tages verkündigte. „Gott ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!“ ertönte es von allen Seiten her, während daß der Schein ihrer Nachtfeuer den Horizont in Flammen zu setzen schien. Kaum aber begann der Tag anzubrechen, so änderte sich das Schauspiel. Ein fürchterliches Feuer von allen Batterien eröffnete die Scene, und in den Dampf gehüllt, nahen sich die Schiffe und die Truppen den Mauern. Die leichtesten Schiffe der Türken kamen in dem oberen Theil des Hafens bis unmittelbar an die Stadt. Sie waren mit Sturmleitern und allen nöthigen Geräthschaften versehen, und der Angriff war hier vornehmlich gegen die westliche Spitze der Stadt gerichtet, wo sie von den Landtruppen am ersten konnten unterstützt werden. An der Landseite war die vordere Mauer durch das anhaltende Kanonenfeuer schon größtentheils niedergeschossen, und hatte durch ihre Trümmer zugleich manche Stellen des Grabens ausgefüllt.

Die erste Arbeit des Belagerers war daher, dieß Werk zu vollenden. Der Troß seiner Armee mußte voran, um dem Kern der Truppen, der nachfolgen sollte, mit ihren Faschinen und Köpern den Weg zu bahnen. Die Christen hielten diesen

ersten Angriff standhaft aus; keines ihrer Geschosse flog vergebens; bey dem dicken Haufen der vor-
dringenden Feinde war es unmöglich zu fehlen,
aber die Körper der Erschlagenen selbst wurden ih-
nen nachtheilig, weil sie nur dazu dienten, den
Nachfolgenden den Weg durch den Graben zu
bahnen, in den sie hinabgestürzt wurden. Doch die
Menge ihrer Feinde übertraf die Zahl ihrer Pfei-
le und Kugeln. Mahomed ließ immer neue Schaar-
en vorrücken, bis er glaubte, daß der Weg für
den Kern seiner Truppen hinlänglich gebahnt sey.
Jetzt sollte der entscheidende Zeitpunkt kommen,
wo es Sieg galt oder Tod. Das Corps der Janit-
scharen, bisher ruhig, um mit frischen Kräften
fechten zu können, brach jetzt auf; Mahomed selbst
zu Pferde, an der Spitze eines andern Corps von
10,000 Mann, unterstützte und ermunterte sie; der
Donner der Batterien ward von allen Seiten ver-
doppelt, und während daß ihre Dampfwolken die
ganze blutige Scene verhüllten, drang dieser furcht-
bare Haufen gleich einem unaufhaltbaren Sturm-
winde vorwärts. Die Leichen der Erschlagenen,
und die Ruinen der Mauern bahnten ihnen den Weg
durch den Graben. Sie erreichten die zweite
Mauer, und da ein jeder der erste seyn wollte,
um den versprochenen Preis zu erhalten, so klimm-
ten sie gleich Ameisen daran hinauf.

Hassan, ein Janitschar von riesenmäßiger Größe, soll der erste gewesen seyn, der sie erstieg. Von dreyßig seiner Gefährten, die das Abenteuer zugleich mit ihm wagten, fielen achtzehn, und ob er gleich selbst durch das Gedränge wieder zurückgestoßen ward, so folgten ihm dennoch Haufen von andern, denen sein Säbel Platz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs in jedem Augenblick, und das Siegesgeschrey der Türken war das Sterbelied des griechischen Reichs.

Noch aber widerstanden die Christen, so lange der Kaiser und ihre Anführer an ihrer Spitze kämpften. Giustiniani, der Genueser, war der erste, den eine Wunde zwang, das Gefecht zu verlassen; er suchte Rettung, aber fand sie nur auf einige Tage; denn bald nachher starb er an seiner Wunde. Er und der Kaiser waren die Seele des Gefechts gewesen; sein Rückzug, dem viele seiner Truppen folgten, neigte die Wagschaale zuerst merklich auf die Seite der Türken, und schwächte den Widerstand der Vertheidiger. Auf allen Seiten, durch und über die Mauer, drangen jetzt die Türken vor, und vergeblich strebte der Kaiser, einem Strome Einhalt zu thun, der allenthalben seinen Damm durchbrach. Doch wollte er der letzte seyn, der weggerissen ward; umgeben von seinen auserlesenen Kriegern, die rei-

henweise zu seinen Füßen fielen, kämpfte er so lange, bis die Wagschale sank. Die letzte Stunde seines Reichs hatte geschlagen, und er war entschlossen, sie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenschaft zu entgehen, warf er den Purpur von sich, der ihn auszeichnete, mischte sich aufs neue ins Gefecht, und verlor sich endlich in dem Getümmel der Schlacht. Die Geschichte hat sein Ende nicht aufgezeichnet; er fiel von unbekannter Hand; aber begraben unter den Ruinen seiner Herrschaft, errichteten ihm diese zu gleicher Zeit sein Grab und sein glorreichstes Monument.

Mit seinem Fall war auch die Eroberung von Constantinopel vollendet. Während daß an der Landseite auf diese Weise die Mauern erstiegen wurden, öffneten sich die Türken auch an der Hafenseite einen Eingang in die Stadt. Was noch von Vertheidigern übrig war, das flüchtete sich jetzt in das Innere der Stadt, und da ihnen die Wälle ihren Schuß versagt hatten, so suchten sie ihn bey den Altären. Das Schrecken und das Getümmel verbreitete sich nach und nach auch in die entfernteren Gassen; Weiber, Kinder und Alte suchten eben da Schuß, wo die Soldaten ihn suchten; ein unwillkürlicher Zug trieb sie mehrtheils nach der Sophienkirche, und binnen ei-

ner Stunde war dieß weitläufige Gebäude vollgepfropft von Unglücklichen, die hier zitternd den Ausgang ihres Schicksals erwarteten.

Die siegenden Truppen verbreiteten sich unterdessen durch alle Gassen der Stadt. Die Beute sey ihre, nur der Gebäude sollte man schonen, war der Befehl des Sultans; und es erfolgten jezt die Scenen des Schreckens und Jammers, über welche die Hand des Geschichtschreibers lieber einen Vorhang zieht. Die Raubgier selbst hemmte das Blutvergießen, denn die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht; alles, was sich von Kostbarkeit vorfand, ward geraubt, und Kunstwerke und Bibliotheken auf immer vernichtet. Die Eroberung war in wenig Stunden vollendet! — Noch Vormittag hielt Sultan Mahomed seinen triumphirenden Einzug in seine neue Hauptstadt. Er war zu Pferde, umgeben von seinem ganzen Gefolge, und zog durch die Hauptgasse St. Romanus nach der Sophienkirche. Vor ihren Thoren stieg er von seinem Pferde. Sklaverey war das Loos der Unglücklichen, die sich dahin geflüchtet hatten, und die Kirche ward noch denselben Tag in eine Mosquee verwandelt.

So endigte sich die Geschichte dieses merkwürdigen Tages, der Constantinopel bestimmte, die Hauptstadt eines neuen Reichs zu werden. Sie

ward auß neue ausgebeffert und bevölkert, und Mahomed wählte sie zu feiner Residenz, eine Ehre, die ſich auch unter ſeinen Nachfolgern biß auf unfre Zeit behauptet hat. Gewiß kommt ein Tag, der auch ihr ein neues Schickſal bringt; aber ob wir, oder unfre Enkel, oder erſt ſpäte Jahrhunderte ihn ſehen werden, zu beſtimmen, würde Vermeffenheit ſeyn.

II.

Maria Theresia, Deutsche Kaiserin.

Maria Theresia, eine der größten Heroinnen und Fürstinnen aller Zeiten, und die Mutter des unsterblichen Joseph, war die Tochter Kaiser Karls des VI. und in Wien den 13. May 1717 geboren. Ihr Vater hatte sie vermittlest der von ihm errichteten pragmatischen Sanction, in Ermanglung männlicher Erben, zu seiner Nachfolgerin in der Regierung der Österreichischen Erblanden bestimmt, und vermählte sie den 17. Febr. 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, der bald darauf Großherzog von Toscana ward, und sie zur Mutter vieler Kinder machte. Als Carl VI. den 20. October 1740 gestorben war, nahm Maria Theresia, als Königin von Ungarn und Böhmen, von allen Erblanden ihres Vaters

Besitz. Aber wie große Kämpfe gegen die mächtigsten und furchtbarsten Feinde mußte sie erst bestehen, ehe sie zum ruhigen Besitz derselben gelangte! Denn der Kurfürst von Bayern, vereinigt mit Frankreich, die Könige von Preußen und von Pohlen, traten jeder mit verschiedenen Ansprüchen gegen sie auf, welche durch die Waffen entschieden wurden. Der größere Theil von Schlesien ward durch Friedrich II. und ein Theil von Österreich und Böhmen durch den Kurfürsten von Bayern weggenommen. Da wandte sich die von allen Seiten in die Enge getriebene Theresia in Preßburg an die versammelten Reichsstände, hielt ihnen den neugebornen Erzherzog Joseph hin, und sagte in lateinischer Sprache: „Ich bin von meinen Freunden verlassen, von meinen Feinden verfolgt, von meinen nächsten Verwandten angegriffen, meine einzige Zuflucht ist eure Treue, Muth und Standhaftigkeit. In eure Hände übergebe ich die Tochter und den Sohn eurer Könige. Sie erwarten Beystand von euch.“ Diese Apostrophe verfehlte ihre Wirkung nicht. Einmüthig riefen die Stände: *Moriamur pro rege nostro Maria Theresia*, und zogen mit ihren Völkern gegen den Feind ins Feld. Im Jahre 1742 erkaufte sie sich durch Aufopferungen den Frieden mit dem glücklichen Sieger Friedrich II., schloß 1744 ein Bündniß mit

dem Könige von Pohlen, und auch Bayern mußte sich nach Kaiser Carls VII. Tode im Jahre 1743 den Frieden auf die Bedingungen gefallen lassen, wie ihn die siegende Theresia vorschrieb. Den 7. Oktober d. J. wurde ihr Gemahl zum Kaiser gekrönt. Noch aber hörten die Drangsale des Krieges nicht für sie auf; denn durch den Frankfurter Unions- Tractat, im Jahre 1744 zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung und zur Herstellung des Friedens im Deutschen Reich errichtet, wurde sie abermahls von den Königen von Frankreich, beyder Sicilien, Preußen und andern Fürsten befehdet; aber den Feindseligkeiten mit Friedrich II. wurde durch den Dresdner Frieden 1745 und den in Italien und den Niederlanden zu Aachen 1748 ein Ende gemacht. Endlich hatte sie sich, durch Muth, Klugheit und ausdauernde Standhaftigkeit, den Frieden und den ungestörten Besiß ihrer Länder erkämpft, die sich durch eine verständige Staatsverwaltung allmählich von den Drangsalen des Krieges erhohlen und zum Wohlstand emporarbeiteten. Doch währte das Glück des Friedens nur wenige Jahre. Da brach 1756 ein neuer Krieg, von der Kaiserinn, welche ihr Schlesien wieder zu gewinnen wünschte, selbst veranlaßt, aus, welcher sieben Jahre dauerte, den tapfern Österreichischen und Preussischen Heeren un-

sterblichen Ruhm brachte, und er ist im Jahre 1763 mit dem Hubertsburger Frieden seine Endschaft erreichte. Nun genossen Theresiens Lande wieder einer langen Ruhe, welche für das Innere des Reiches wohlthätige Folgen hatte. Eine bedeutende Vergrößerung erhielt dasselbe durch die Acquisition von Lodomirien und Galizien, welches sie sich, alter Ansprüche zu Folge, im Jahre 1772, ohne Widerstand zu finden, zueignete. Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian von Bayern kam es im Jahre 1778 wieder zu einem Kriege über die Erbfolge, indem Oesterreich Ansprüche auf einige Bayerische Länder machte, Friedrich II. aber die Zerstückelung von Bayern nicht zugeben wollte. Joseph II., der Mitregent der Kaiserinn nach dem Tode ihres Gemahls, und Friedrich II. rückten einander mit ihren Heeren entgegen, und wetteiferten in allen Künsten der Tactik so sehr, daß keiner den andern zu bezwingen vermochte. Der sieggewohnte Friedrich fand einen Widerstand, wie er ihn nicht erwartet hatte. Es kam daher bald zum Frieden, der in Teschen den 18. May 1779 geschlossen wurde, und Oesterreich erhielt wirklich einen Theil von Bayern. Bald darnach, den 29. November 1780, starb die Monarchinn im 41sten Jahre einer thaten- und ruhmreichen Regierung.

Maria Theresia war in vieler Hinsicht eine große und außerordentliche Frau. Unternehmend, muthvoll und unerschrocken in Gefahren, ließ sie nie das Staatsruder aus der Hand sinken, sondern führte es durch alle Stürme zweyer blutiger Kriege, deren jeder sieben Jahre dauerte, glücklich und unverzagt hindurch. Sie erweiterte die Grenzen ihres Reiches nach mehreren Seiten hin, hatte einen scharfen, allumfassenden Blick, der bis in die entferntesten Theile ihrer weitläufigen Länder drang, und der nichts unbemerkt und unbeachtet ließ. Wie richtig sie Menschen zu beurtheilen wußte, zeigte die Wahl der vortrefflichen Heerführer und Minister, die sie hatte. Die Seele ihrer großen Unternehmungen war ihr Staatskanzler Kaunitz, dessen Rath sie gern folgte. Dagegen konnte die im Ganzen selbstständige, männliche Frau nicht vertragen, wenn sich ihre wirklichen Mitregenten, einst ihr Gemahl, Kaiser Franz, nachher ihr Sohn Joseph, in die Angelegenheiten der Regierung mischten, und diese mußten sich erst um ihre Ideen geltend zu machen, des Organs der Minister bedienen. Diese Kaiserinn gab manche auf Religion Beziehung habende Verordnung, welche keine blinde Vorliebe für das Herkommen, sondern eben sowohl Menschlichkeit als Staatsklugheit verrieth. So geboth sie, daß Nie-

mand ohne Bestimmung der bürgerlichen Obrigkeit wegen Keßerey oder anderer Ursachen mit dem Kirchenbann belegt werden sollte, verboth in Ungarn das Begraben der Todten in den Kirchen und innerhalb der Ringmauern der Städte, bewirkte beym Pabst das Abschaffen vieler Feyerstage, verboth die Vermehrung der geistlichen Güter, hob überflüssige Klöster und Wallfahrten auf, und gewährte den Juden, Griechen und Unitariern Toleranz. Wie viel sie in vielen andern Rücksichten für das innere Wohl, die Sicherheit und Kultur ihres Staats gewirkt hat, mag folgende summarische Angabe documentiren. Sie errichtete den Staatsrath für die inländischen Geschäfte; brachte das erste Urbarium über ihre Deutschen Provinzen zu Stande; verminderte die Frohndienste in Böhmen und Oesterreich; hob Tortur, Hexen-Prozesse und Inquisition auf; unterstützte den Ackerbau, die Schafzucht, die Seidenpflege, die Bienenzucht, den Bergbau; setzte viele Tausende deutscher Colonisten im Banat und in Galizien an, und begünstigte, zur Vermehrung der Bevölkerung, die Soldaten-Ehen. Sie ließ Kanäle graben, Straßen anlegen, Flüsse schiffbar machen, errichtete Fabriken, Jahrmärkte, Stutereyen und eine Börse; verbesserte das Münzwesen, schränkte den Auswand, besonders bey der Frau-

er, und das Spiel ein, setzte die Todesstrafe auf den Zweykampf, beförderte die Pocken = Impfung, baute mehrere Städte und Festungen, und legte Dörfer zu Hunderten an. Unter ihr wurden die Normalschulen eingeführt, Lehr- und Erziehungs-Anstalten für Soldatenkinder, für Waisen, für bürgerliche und adelige Mädchen, Ritter = Militair-und Künstler-Akademien errichtet, und die gelehrten Schulen und Universitäten verbessert. Sie arbeitete mit Ernst daran, sowohl eine gebildetere als sittlichere Generation zu schaffen, und wachte vorzüglich über Keuschheit und Reinheit der Sitten. Patrioten, Helden, Staatsmänner und Gelehrte wurden von ihr belohnt und durch Denkmale verherrlicht. Das Kriegswesen erreichte unter ihr einen hohen Grad von Vollkommenheit, und die Oesterreichische Artillerie wurde eine der furchtbarsten in Europa. Die Armee, welche beym Antritt ihrer Regierung etwa 40,000 Mann stark gewesen war, zählte am Ende derselben nahe an 300,000 Streiter.

III.

**Friedrich der Zweyte, König von
Preußen.**

Friedrich war einer der größten Genien, die jemahls ein Land regierten. Seine kriegerischen und politischen Thaten waren das Wunder seiner Zeit. Er regierte durch sich selbst fast ein halbes Jahrhundert, war Erfinder einer neuen Tactik, oder wenigstens Vervollkommner, welcher das Muster von ganz Europa geworden ist, war ein hellsehender Philosoph und ein klassischer Geschichtschreiber, genoß in weiser Eingezogenheit sein selbst und des Umgangs wißiger Köpfe, in deren Kreise er selbst der angenehmste Gesellschafter war, theilte seine Zeit mit unnachahmlicher Ordnung unter seine Geschäfte und seine arbeitsame Muße, welche er durch Geschmack an Lectüre, Musik und Poesie belebte.

Geboren in Berlin den 24. Januar 1712, erhielt Friedrich durch seinen Vater, König Frie-

drich Wilhelm I., eine militärisch • pedantische Erziehung, welche aber die angeborne Geisteskraft nicht zu lähmen vermögend war. Indem er zum Soldaten gebildet werden sollte, bekam er Abscheu vor einer Bestimmung, die als geistloses Handwerk behandelt wurde; indem man ihm Abneigung gegen Künste und Wissenschaften einimpfen wollte, faßte er eine feurige, unvertilgbare Liebe gegen dieselben. Er lebte ganz in der französischen Literatur. Der entdeckte Plan zu einer heimlichen Entfernung und Verbindung, den er entworfen hatte, zog ihm die Gefangenschaft in Cüstrin zu, wo er, selbst mit dem Tode bedroht, zusehen mußte, wie sein Liebling Katt, der mit in den Plan zu seiner Flucht verwickelt war, hingerichtet wurde. Sein Vater söhnte sich in der Folge wieder mit ihm aus, und vermählte ihn 1733 mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig - Wolfenbüttel, von welcher er aber zeitlebens in einer gewissen Entfernung lebte, ohne ihr seine Achtung zu versagen. Denn, nachdem eine flüchtige Reizung seiner Jugendjahre vorübergegangen war, entsagte er der Frauenliebe ganz. Durch seines Vaters Tod (31. May 1740) gelangte er auf den Thron, und jetzt trat der bis dahin nur den Müssen ergebene junge Mann auf ein Mahl als König, Held und Staatsmann, auf. Drey Hauptgegen-

stände beschäftigten sogleich seine Aufmerksamkeit: die Einrichtung seiner Finanzen, die Vermehrung seiner Kriegsmacht und die Bildung seines Heeres. Ein stehendes, ganz gerüstetes, zu großen Evolutionen abgerichtetes, jeden Augenblick zum Schlagen fertiges Heer mußte, das sah sein scharfes Auge, große Dinge ausrichten. Der Erfolg entsprach bald der Erwartung. Denn als Maria Theresia wegen der Erbschaft Carls VI. von mehreren Mächten in Anspruch genommen wurde, kam auch Friedrich mit Forderungen wegen Schlesiens hervor, versprach aber Theresien, ihr den übrigen Theil der Erbschaft zu sichern, wenn sie ihm Niederschlesien abträte. Auf ihre Weigerung brach er plötzlich wie ein Ungewitter in Schlesien 1740 ein, und eroberte es durch zwey Siege bey Molwitz und Gasselau oder Cottbus, worauf er im Jahre 1742 Frieden schloß, in welchem ihm ein großer Theil von Schlesien abgetreten wurde. Als er merkt, Theresia werde das Verlorne wieder zu gewinnen suchen, greift er abermahls 1744 zu den Waffen, und jetzt zeigt er sich nicht mehr als den Schüler, sondern als den Feldherrn seiner Feldherren, als den Geschicktesten, Plane, zu machen, und den Fertigesten, sie auszuführen. Er nimmt Böhmen, Oberschlesien und Mähren weg, läßt fliegende Haufen bis nach Ungarn streifen und be-

droht Wien; aber bald werden seine Bundesgenossen theils geschlagen, theils machen sie Friede, und treten auf die Seite von Oesterreich. Die ganze Last des Krieges bricht über Friedrich herein. Er muß seine Eroberungen verlassen, und sich mit seiner geschwächten Macht auf Schlesiens Vertheidigung einschränken, als ein einziges Tagwerk, die ruhmvolle Schlacht bey Hohenfriedberg, die das Werk seiner Klugheit war, eine glückliche Wendung in seiner Lage hervorbrachte. Er rückte wieder in Böhmen vor, und erhielt sich da durch den Sieg bey Soor, den er unvermuthet durch seine Geistesgegenwart und die Übung seines Heeres auf seine Seite lenkte. Er endigte den Krieg durch den schönen Winterfeldzug von 1745, worin er den Prinzen Carl von Lothringen schlug, als Sieger in Dresden einrückte, und dort den Frieden schloß, der ihm aufs neue Schlesien versicherte. Zwölf Jahre der Ruhe und des Friedens waren ganz den Musen und der innern Staatsverwaltung gewidmet. Ackerbau, Künste, Fabriken, Manufakturen, Handlung, Finanzen, die Staatseinkünfte, der Schaß und das Kriegsheer, alles vermehrte und verbesserte sich. Die Umschaffung des wichtigsten Theils der Kriegskunst, der sich mit Märschen, einfacheren und schnelleren Schwenkungen und mit Schlachten beschäftigt, war Friede

drichs Hauptgedanke; er benutzte die Winke der Griechen und Römer, erweiterte und vervollkommnete sie, übte seine Krieger unaufhörlich in der Anwendung der neuen Wissenschaft, und verschaffte ihnen dadurch eine Überlegenheit über die tapfersten Heere. Der Zeitpunkt kam, wo er seinen erweiterten Feldherrntalenten und dieser höhergetriebenen Kunst sein und seiner Staaten Heil verdankte. Ein Krieg von sieben Jahren gegen so viele Mächte, gegen eine so überlegene Anzahl von Truppen mit Glück geführt, war der Triumph der Weisheit des Feldherrn und der Tapferkeit seiner Heere. Österreichs, Sachsens und Rußlands bedenkliche Rüstungen im Stillen bewogen ihn, schleunig 1756 in Sachsen einzufallen, das sächsische Heer aufzuheben, und den Österreichern eine Schlacht bey Lobositz anzubiethen, in welcher er das Schlachtfeld behauptete. Der folgende Feldzug eröffnete sich mit dem vollkommenen Siege über das Österreichische Heer bey Prag. Aber bald darauf stellte ihn das Glück auf eine harte Probe, indem ihm Daun bey Collin den Sieg aus den Händen wand, den er durch seine meisterlichen Manöver und durch die Tapferkeit seiner Schaaren schon beynähe errungen hatte. Mit großem Verlust mußte er sich zurückziehen, die Belagerung von Prag aufheben und Böhmen räumen. Er

Klagte sich selbst an, zu wenig Fußvolk in die Schlacht genommen zu haben. „Fortuna, schrieb er, hat mir dießmal den Rücken zugekehrt; sie ist ein Weib und ich bin nicht galant!“ Von diesem Augenblick an schien sich wirklich das gute Glück von ihm gewendet zu haben. Was er erobert hatte und ein Theil seiner eignen Staaten ging verloren; die Zahl der feindseligen Mächte und auch eine Reichsarmee trat gegen ihn auf. Man gab ihn verloren. Aber siehe, da traf er an der Spitze eines kleinen Heeres bey Roßbach auf die Franzosen und die Reichsarmee, schlug sie, befreyte dadurch Sachsen, eilte, um Schlesien zu retten, und lieferte einer großen feindlichen Macht, mit seinem abgematteten, kleinen Heere, bey Leuthen eine Schlacht, deren Sieg er seinem militärischen Genie und der Überlegenheit im Manöveriren verdankte, welche ihm Schlesien wiedergab, und ihn aus der mißlichsten Lage auf den Gipfel des Glücks erhob. Der folgende Feldzug zeichnet sich durch den Sieg über die Russen bey Zorndorf aus. Überfallen bey Hochkirchen von Daun mußte er in dem verzweifeltsten Kampfe zwar den Kürzern ziehen, aber er zog sich mit Ordnung zurück, bereit, den Feind von neuem zu empfangen. Immer mißlicher ward seine Lage in den folgenden Jahren, und es gehörte die ganze Stärke seines Geistes

dazu, um seinem Unglück die Spitze zu biethen. In einer blutigen Schlacht bey Tunnernsdorf, in welcher er beynahe gefangen worden wäre, schlug er die Russen, aber Laudon entriß ihm den Sieg wieder. In Schlesien gerieth er in die gefährlichste Lage. Vier große feindliche Heere waren bereit, sein Lager bey Liegnitz von allen Seiten zu umringen; da kam er ihnen zuvor, schlug Laudon und war gerettet. In Sachsen lieferte er Daun die merkwürdige Schlacht bey Torgau; er verlor sie, und mußte sich zurückziehen, als die Oesterreicher unvorsichtiger Weise die Höhen von Svititz und mehrere befestigte Plätze verließen, welchen glücklichen Zufall der König benutzte, seinen Rückzug in einen erneuerten muthigen Angriff gegen die Feinde verwandelte, und sich auf dem Platze behauptete. Im Jahre 1761 wurde er bey Schweidnitz, wie vorher bey Liegnitz, von vier Heeren umzingelt, durch welche er sich aber durchschlug. Nach dem Tode der Russischen Kaiserinn Elisabeth trat Rußland und Schweden auf seine Seite; aber Peter wurde bald gestürzt, und Catharine blieb neutral. Schweidnitz, von den Oesterreichern besetzt, ward vom Könige wieder erobert, und nun ward mit dem Hubertsburger Frieden ein Krieg beendet, den Friedrich mit halb Europa geführt hatte, ohne einen Fuß breit Land zu verlieren. Was er

aber gewann, war jenes Bollwerk von Ruhm und Ansehen, wodurch er sich den Frieden für sein ganzes übrige Leben versicherte. Denn der kurze Feldzug von 1778, den Friedrich unternahm, um sich den Ansprüchen des Wiener Hofes auf Bayern entgegen zu setzen, ist kaum für einen Krieg zu rechnen. Er war müde der Kriege und des Waffen-geräusches, aber er vernachlässigte darum doch bis an seinen letzten Hauch nicht die militärischen Geschäfte, wohl wissend, daß auf seiner Kriegsmacht die Sicherheit und das Heil seiner Staaten beruhe.

Der Preussische Staat ist und muß ein militärischer seyn, wenn er sich im Range der ersten Staaten erhalten will. Darum zog Friedrich den Stand der Krieger so sehr vor, arbeitete so eifrig an der Vervollkommenung desselben, suchte der ganzen Nation kriegerischen Sinn einzuhauchen, brachte sein Heer von 60,000 auf 200,000 Mann, baute fünf neue Festungen, und stellte die zerstörten wieder her, führte überhaupt militärische Strenge, Ordnung um Sitte in alle Zweige der Staatsverwaltung ein. Nach hergestelltem Frieden im Jahre 1763 arbeitete er dahin, seinem Lande die Schrecknisse des Krieges vergessen zu machen, und ihm die Segnungen des Friedens zuzuführen. Nach Herzbergs Berechnung wurden seit dieser Zeit von

ihm an 200 Millionen auf Verbesserungen, Belohnungen und Gnadengeschenke verwendet, 600 Dörfer errichtet, wüste Plätze und Moore urbar gemacht, eine Menge Manufakturen angelegt und die Ausfuhr beträchtlich vermehrt. Die Bevölkerung ist seit seiner Thronbesteigung um ein Drittel gestiegen. Seine Staaten haben einen Zuwachs von Schlessien, Glatz, Westpreußen und Ostfriesland erhalten. Er beförderte den Ackerbau durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Erleichterung der Frohnen und durch Beförderung der Vertheilung der Gemeingüter; beförderte den Futterkräuter- und Maulbeerenbau und die Zucht der Seidenwürmer nebst der Verarbeitung der Seide; legte in allen Provinzen Getreidmagazine an; suchte alle Arten von Gewerben und Künsten einheimisch zu machen, um fremde Produkte entbehren zu können, wiewohl er der natürlichen Freyheit keinen geringen Zwang in Ansehung des Gebrauchs ausländischer Waaren auflegte. Die Verpachtung der Zölle und Accise an Franzosen und die Hebung derselben durch die Regie war eine für das Land nicht minder drückende Maßregel. Strenge Gerechtkeitspflege bezeichnete seine Regierung, und eine gänzliche Reform derselben wurde durch das neue, mit philosophischem Geiste ausgearbeitete Gesetzbuch eingeleitet. Das Schulwesen begünstigte

er, und suchte vorzüglich das vernachlässigte Studium der Alten auf den gelehrten Schulanstalten zu beleben. Die Vorbereitung der schönen Künste und der Gelehrsamkeit lag ihm am Herzen. Nur gegen die Deutsche Sprache und Literatur war er stiefmütterlich gesinnt, verwöhnt durch die Anmuth der französischen Sprache und der französischen geschmackvollen Geisteswerke. Als ein heller philosophischer Kopf verbreitete er mündlich und schriftlich erleuchtete, freye Vorstellungen über Staatsangelegenheiten und über mancherley Gegenstände des menschlichen Wissens und Meinens, liebte und begünstigte Aufklärung, Publicität, und ehrte vernünftige, gesellige Freyheit. Er selbst war Skeptiker in philosophischen und religiösen Angelegenheiten. Religion hatte er in den Jahren der Jugend nur in einer pietistisch = überspannten Gestalt kennen lernen. Aber er ließ jedermann seinen Glauben und verabscheute Gewissenszwang. Er war im strengsten Sinne Alleinherrscher, doch verschmähte er als Regent nicht den Rath und die Unterstützung von Männern, wie Herzberg, und als Feldherr nicht die Stimme seiner Generale. Wie in allen übrigen Verhältnissen, so war er nicht minder groß als Schriftsteller, und seine Werke über die Geschichte des Brandenburgischen Hauses und die Memoiren der Geschichte seiner Zeit, ähne-

lich den Commentarien Cäsars, sind unvergängliche Denkmahle, wie seines Geistes und die lekttern seiner Thaten, so seiner darstellenden Talente. Er dichtete mit französischem Wiß und französischer Leichtigkeit, aber zum eigentlich poetischen Geiste fehlte es ihm wohl an Phantasie, vielleicht auch an Herz. Denn er war überhaupt mehr Verstand als Herz, er liebte die Menschen nicht, und er schätzte in den wenigen Personen seines Umgangs mehr Geist, Scharfsinn und Wiß, als Herz und Charakter. Seine letzte That war die Gründung des Fürstenbundes. Den 17. August 1786 hörte er auf zu leben. „Wie Friedrich gelebt, sagt Johannes Müller, sich selber genug, so ging er in den Tod, einsam, in der vollen Würde seiner Seelenstärke. Wie ein Mensch am Abend nach vollendeter Arbeit seine müden Glieder dem Schlasse überläßt, so stieg Friedrich herab zu den Helden der Vorzeit, nachdem die Verhältnisse der Stände des Reichs und das Interesse von ganz Europa durch den Fürstenbund festgesetzt und gesichert worden.“

IV.

Joseph der Zweyte, Deutscher Kaiser.

Joseph der II., Sohn des Kaisers Franz und der Maria Theresia, ward am 13. März 1741 ans Licht der Welt gebracht, in einem Zeitpunkte, wo seine Mutter, von Feinden, die nach ihrem Reiche trachteten, umringt, sich und den Säugling ihren Ungaren in die Arme werfen und bey ihnen Schutz und Hülfe suchen mußte. Die sieben ersten Jahre seines Lebens waren nur von Auftritten des Krieges umgeben, und als er zum Jünglingsalter herangewachsen war, siehe, da waren es wieder sieben lange Jahre des Krieges und der Drangsale, die den Frühling seines Lebens anfüllten. Der lebhafteste, feurige Jüngling hatte nichts sehnlicher gewünscht, als selbst zur Armee gehen zu dürfen; es war auch alles schon dazu bereit, als Theresia zu Josephs großem Mißvergnügen ihren Entschluß zurücknahm. Nicht die Geschäfte des Krieges, son-

dem die Geschäfte der Hochzeit waren ihm, mit Homer zu reden, bestimmt. Er vermählte sich 1760 mit der Prinzessin Isabelle von Parma und nach dem Tode derselben mit der Baierschen Prinzessin Josephe, die er auch bald wieder verlor. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er 1764 zum Römischen König erwählt, und, als sein Vater das Jahr darauf starb, wurde er das Oberhaupt des Deutschen Reiches. Seine Mutter erklärte ihn zu ihrem Mit-Regenten und übertrug ihm die Verwaltung des Kriegswesens, an dessen Verbesserung er mit Laschy arbeitete. Da seine Wirksamkeit durch den Willen und die Herrschbegierde seiner großen Mutter sehr beschränkt war: so verhielt er sich meist leidend, bereitete im Stillen den Plan zu seiner künftigen Alleinregierung vor, und erweiterte seine Welt- und Länderkenntniß durch Reisen, nicht nur in seinen Ländern, sondern auch in Italien, Frankreich, Spanien und Rußland. Als am Ende des Jahrs 1777 Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Preußen über die Länder des verstorbenen Churfürsten von Baiern ausbrachen, stellte sich Joseph zum erstenmahl an die Spitze eines furchtbaren Heeres, brennend vor Begierde, sich mit Friedrich II. zu messen, und vergebens suchte Letzterer Josephs festes Lager bey Königgrätz zu durchbrechen. Aber auch dieß Mahl hin-

berte ihn seine Mutter, mehr Vorbeeren zu sammeln, indem sie mit Friedrich Frieden schloß. Im November 1779 kam er durch den Tod seiner Mutter in den vollen Besiß seiner Erbstaaten. „Bisher, schrieb er beim Antritt seiner Alleinherrschaft, an Kaunitz, wußte ich bloß gehorsamer Sohn zu seyn, und das war beynähe alles, was ich wußte.“ Aber nun schritt er rasch zur Ausführung des großen Reformationsplanes, den er lange im Stillen mit sich herumgetragen hatte, und dessen Resultat war, aus allen seinen weitläuftigen, durch Sprache, Sitten und Verfassung so verschiednen Besitzungen einen großen Staat zu bilden, der einerley Gesetze, einerley Steuer, Eine Hauptsprache, einerley National-Denkungsart hätte, der von andern Staaten unabhängig und nur durch Activhandel mit ihnen verbunden wäre.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er mit Einführung der Conduitenlisten, Regulirung der Pensionen, Aufhebung der Verbindung zwischen allen Ordensleuten und Rom und mit größerer Preßfreyheit. Er hob und civilisirte die jüdische Nation durch mildere Gesetze und große Begünstigungen, vernichtete die Leibeigenschaft, zog alle entbehrliche Klöster ein. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wur-

den durchaus verbessert. Die todten und überflüssigen Schätze der theils aufgehobenen, theils noch bestehenden Klöster, wurden in einen allgemeinen Religionsfond gesammelt, um daraus die Reformen der Volkziehung durch Schullehrer und Seelsorger zu bestreiten. Um aber dem Volke veredeltere und gebildete Lehrer und Führer zu geben, stiftete er in allen seinen Landen General-Seminarien. Es erschien ein neues Gesetzbuch, die Todesstrafen wurden abgeschafft, Verbrecher wurden ohne Ansehen des Standes und der Person verdammt, Schiffe zu ziehen, oder, mit Ketten belastet, Wiens Straßen zu kehren. Durch Toleranzedikte erhielten die Anhänger des Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses und die nichtunirten Griechen freye Ausübung ihres Cultus und Zutritt zu Staats- und militärischen Stellen. Da er seine Regierung so sehr als möglich simplificirt hatte, glaubte er sein Reich von seinem Cabinet aus, worin mit ihm fünf Sekretäre und einige Kanzellisten arbeiteten, übersehen und beherrschen zu können. Aber das Maaß menschlicher Kräfte vermag nicht bey der Regierung von großen Massen auch ins kleinste Detail einzudringen.

Wie weit gesteckt sein Ziel, wie edel sein Wille war, sieht man aus der preiswürdigen Resolution, die er unter den Antrag der Stadt Ofen, ihm eine

Bildsäule errichten zu dürfen, im Jahre 1784 schrieb: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewürzelt, und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beygebracht seyn; wenn Jedermann in einem gleichen Maasse das Seinige zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Aufnahme beytragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesezen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Pppulation und durch verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufakturen und deren Vertrieb und Circulation aller Produkte in der ganzen Monarchie werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe; alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Versetzung der Landesstelle dahin einen höhern Zins ihrer Häuser erhält.“ Wie er alles, was er für Recht erkannte, ohne Schonung der Vorurtheile, alles, was er für wohlthätig hielt, durchzusetzen suchte: so zog er sich durch seine politischen und geistlichen Reformen allenthalben, am meisten in Ungarn und in den Niederlanden, zahllose Widersacher zu. Er

wollte, daß Böhmen und Ungarn nicht mehr als besondere Königreiche bestehen sollten, ließ sich daher nicht dort krönen; forderte den Böhmen und Ungarn ihre Kronen und andere Reichskleinode ab, und ließ sie zu den Alterthümern in die Wiener Schatzkammer legen. Einen Aufruhr der Walachen dämpfte er. Es folgten der Schelde-Streit und die Unterhandlungen wegen der Vertauschung Flanderns gegen Bayern, welche ohne Erfolg blieben; dann unternahm er im Jahre 1788 einen Eroberungskrieg gegen die Türken. Des Kaisers persönliche Gegenwart und Theilung aller Gefahren und Beschwerden schien von günstiger Vorbedeutung für das Glück seiner tapfern Heere, aber dennoch vereinigten sich widrige Umstände, welche einen Theil seiner Armee aufrieben. Er selbst mußte Krankheits halber nach Wien zurückgehen. Desto glänzendere Siege erfochten die Oesterreichischen Waffen im folgenden Jahre gegen die Türken. Noch setzte auch Joseph in diesem Jahre die Einführung des neuen Steuersystems durch, mit welchem er, wie mit dem Schlußsteine, sein großes politisches Gebäude vollendet zu haben schien. Aber, ach! welche Kränkungen hatte das Verhängniß seinem unternehmenden, großen Geiste aufbehalten! Während er auf ein langwieriges Krankenlager hingestreckt lag, brachen die schon lange durch die

politischen und religiösen Neuerungen gereizten Niederländer in einen allgemeinen Aufstand aus. Alle gütlichen Vorschläge, die Bereitwilligkeit des Monarchen, ihnen in allem nachzugeben, kamen zu spät; sie rissen sich ganz los. Nun brach auch die lange unter der Asche glimmende Unzufriedenheit in Ungarn hervor; man verlangte mit Ungeftum Wiederherstellung der alten Rechte und Verfassung; auch in Tyrol wurde das lange verhaltene Mißvergnügen laut, und der Monarch sah sich dahin gebracht, alle während seiner Regierung erlassene Verordnungen im Januar 1790 für aufgehoben zu erklären, und so auf Ein Mahl das ans Ziel gebrachte Werk seines ganzen Lebens und seiner angestrengtesten Thätigkeit vernichtet zu sehen! Still, aber tief verwundet, ertrug er dieß harte Geschick. Es reichte allein hin, das schwache Fünkchen Lebenskraft völlig auszublasen; aber er mußte noch zwey Tage vor seinem Ende auch den Kummer erfahren, daß die Person, die er am liebsten auf der Erde hatte, die Erzherzoginn Elisabeth, starb. „Ich bedaure nicht, sagte er sterbend, daß ich den Thron mit dem Sarge verwechsle, sondern daß ich mit so viel Lebensmühe so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht habe!“ Und so starb er den 20. Februar 1790.

Wißt man den Werth eines Mannes nicht nach dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern nach Absicht und That selbst, so kann einem Joseph, dem aufgeklärtesten Manne seines Reiches, und dem muthigen Nacheiferer von Friedrich, dem Einzigen, nie der Ruhm, ein großer Reformator seines Zeitalters gewesen zu seyn, entstehen. Auch ist sein Werk nicht ganz vernichtet, sondern Licht und Aufklärung hat sich in seinen weitläufigen Staaten allenthalben verbreitet, wo sich Menschen fanden, die mit Empfänglichkeit dafür begabt waren und der gute Saame, den er aussstreute, geht vielleicht noch in der Zukunft zu schönen Ernten auf.

V.

Lady Johanne Grey.

War eines der liebenswürdigsten Frauenzimmer in England, unter der Regierung Eduard VI., groß an Talenten des Geistes, aber noch viel größer an Tugenden. Ihr Genie leuchtete aus ihrer Stille, und aus der Hand, welche sie schrieb, hervor. Sie spielte einige Instrumente vortrefflich, und sang eben so schön dazu. Die englische Sprache schrieb und redete sie sehr gut; die französische, italienische, lateinische und griechische verstand sie vollkommen. Ihre Ältern, Heinrich Grey, Marquis von Dorset, und Lady Franziska Brandon, die älteste von den Töchtern Karls, Herzog von Suffolk, erzogen sie mit aller Sorgfalt, die oft einer natürlichen Strenge ähnlich war. Der Marquis hatte selbst viele gelehrte Kenntnisse, und war ein großer Freund der Gelehrten. Die zwey Ka-

pläne Hardnig und Aylmer, welche in der That große Männer waren, wurden die Lehrer der Lady Johanne in ihrer Kindheit, und ihre beständigen Gesellschafter. Sie faßte mit der größten Geschwindigkeit alle Begriffe, und setzte mit ihrem reifen Urtheil selbst die, welche wegen ihrer eignen Geschicklichkeit eben das nicht achteten, was andere für außerordentlich hielten, in Verwunderung. Bey diesen hohen Gaben hatte sie so viel Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit, daß sie die Liebe zu den Wissenschaften nicht als eine Nahrung für den Stolz, sondern als die Quelle der Vervollkommnung ihrer selbst betrachtete, und auch bey dem öfteren Tadel ihrer Ältern mit doppeltem Vergnügen zu dem Unterricht ihrer Lehrer zurückeilte. Sie suchte in dem Demosthenes und Plato, ihren Lieblingen, das Vergnügen, welches ihr in allen andern Auftritten des Lebens versagt war, wo sie sich nur selten mit einiger Zufriedenheit zeigte. Ihr Vater wurde im Jahre 1551 zum Herzog von Suffolck erwählt, und an eben demselben Tage ward der Graf von Wernick, der mächtige Günstling Edwards, zum Herzog von Northumberland ernannt. Diese Erhebung löschte die vorige Eifersucht in ihrem Herzen aus, und die Freundschaft war, wenigstens so lange als Eigennutz und Ehrgeiß ihre Seelen vereinigte, standhaft

und unzertrennlich. Beyde Herzoge hatten diejenige Größe erlangt, die sie nur immer wünschen konnten; aber die Aussicht in die Zukunft erschütterte sie oft, und die Ruhe ihres Geistes konnte, mit der augenblicklichen Stille der Natur, die von einem Ungewitter hervorgehet, verglichen werden. Die Gesundheit Eduards wurde immer schwächer, und die Veränderung der Nachfolge war noch das einzige Mittel, welches nach seinem Tode die Größe beyder Herzoge vor allen Stürmen in Sicherheit setzen konnte. Der Herzog von Northumberland suchte daher diesen Plan auszuführen, und vermählte seinen vierten Sohn, den Lord Guilfort Dudley mit der Lady Johanne. So sparsam auch sonst Eduard war, so bezeugte er sich doch bey dieser Vermählung außerordentlich freigebig. Das gemeine Volk betrachtete zwar die außerordentliche Größe des Herzogs von Northumberland mit Verdruß und Widerwillen; nichts desto weniger bewunderte es die Unschuld und die Schönheit, welche Lord Guilfort und seine Braut besaßen. Diese Pracht, womit das Beylager gefeiert wurde, war die letzte Freude in dem Pallaste Eduards. Wenige Tage wurde er so schwach, daß Northumberland sein großes Vorhaben ausführen und ihn bewegen mußte, daß er die von Heinrich VII. einmahl festgesetzte Thronfolge verän-

bern, und die Lady Johanne zur Nachfolgerinn ernennen möchte. Eduard gab endlich den Vorstellungen seines Lieblings nach, und Lady Johanne ward nach seinem Tode als Königin erkannt. — Ganz in der Stille lebte damals die Lady auf ihrem Gute, frey von Stolz, und völlig unschuldig an diesen Handlungen des Ehrgeizes. Ihr Vater und der Herzog von Northumberland sagten ihr mit großer Feyerlichkeit die Verordnung des verstorbenen Königs, und in eben dem Augenblick knieten sie nieder, und erzeigten ihr königliche Ehre. Schüchtern tritt Lady zurück, und sagt: Heißt das nicht der Gerechtigkeit spotten, sich darüber ein Gewissen machen, einen Schilling zu stehlen, keineswegs aber — eine Krone an sich zu reißen? Und was für eine Krone? Eine Krone, die mit Gewalt der Catharine von Arragonien genommen, und wegen welcher Anna Boleyn getödtet wurde. Warum wollen Sie denn, mein Vater, daß ich auch mein Blut vergießen, und das dritte Opfer seyn soll? Gesezt aber, daß auch dieses Glück beständig sey, würde es dann rathsam für mich seyn, mir diese Dornen aufzusetzen, die mich wenigstens zerfleischen, wo nicht gar tödten würden, ein Joch an den Hals zu nehmen, das mich wenigstens martern, wo nicht erwürgen würde? Meine Freyheit ist besser

als die Kette, die Sie mir anbiethen, mit so kostbaren Steinen sie auch besetzt seyn mag. Ich will meinen Frieden nicht gegen königliche Besorgnisse und prächtige Fesseln vertauschen. Und wenn Sie mich aufrichtig und von Herzen lieben, so werden Sie mir vielmehr ein ruhiges, obgleich weniger glänzendes Glück, als einen erhabenen Stand wünschen, der den Anfällen des Sturmes ausgesetzt ist.“ — Alle diese Vorstellungen und Bitten konnten den herrschsüchtigen Geist ihres Vaters nicht umstimmen. Er verließ seinen Plan nicht. Auch die Mutter der Lady wendete alle Beredsamkeit an, so daß sie endlich aus Gehorsam gegen beyde Ältern, und aus zärtlicher Liebe gegen ihren Gemahl, der ebenfalls diesen unglücklichen Rath billigte, nachgab und nach London reisete. Sie wurde als Königin geehrt, aber am neunten Tage war auch schon ihre Regierung geendigt. Die Prinzessin Maria fand unter dem Volke stärkere Zuneigung, und die unglückliche Lady ward selbst von ihren ungetreuen Freunden verlassen. Als alle Rathschläge fruchtlos wurden, begab sich der Herzog in das Zimmer seiner Tochter, und meldete ihr, daß sie nunmehr die königliche Würde niederlegen müsse. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene antwortete sie: „Glauben Sie mir, mein theuerster Vater, daß ich mich

in diese Nachricht weit besser, als in meine vorhergehende Erhöhung auf den Thron finden kann. Ich verlasse jetzt denselben mit gutem Willen, und folge darin den Bewegungen meines Herzens; ich bemühe mich dadurch die von andern begangenen Fehler zu tilgen, wenn anders so große Fehler durch eine aufrichtige Erkenntniß derselben können getilgt werden." Nicht lange hernach wurde sie nebst ihrem Gemahl, ihrem Vater und andern Freunden gefangen gesetzt.

Die Königin Maria, welche die Tugenden der Lady selbst mit Bewunderung und Hochachtung betrachtete, verschob von einer Zeit zur andern den letzten Auftritt ihres traurigen Lebens. In dieser Gefangenschaft schrieb sie einen rührenden Brief an ihren Vater, der stärker von dem traurigen Schicksal seiner vortrefflichen Tochter, als von der Furcht seines eigenen Todes beunruhigt wurde. „Es ist wahr, (so sagte die Lady im selbigen) ich weiß, mein theuerster Vater, daß Ihr Herz unter einem doppelten Kummer arbeitet, sowohl in Betrachtung des Unglücks, daß Sie sich zugezogen, als auch der unglücklichen Umstände, in welche Sie mich versetzt haben; allein, mein Vater, ich kann mich doch glücklich schätzen, daß, indem ich meine Hände in Unschuld, wegen des Vorgegangenen, wasche, mein schuldfreyes Blut vor

dem Herrn um Barmherzigkeit rufen darf. Nicht als ob ich nicht gestehen müßte, daß ich (zwar mit Zwang, und, wie Sie wohl wissen, auf unablässiges Anliegen) die Krone auf mein Haupt zu setzen, eingewilligt, und dadurch die Königin und die Gesetze schwer beleidigt habe. Doch habe ich das feste Zutrauen, daß mein Verbrechen vor Gott desto geringer sey, je weniger bey meiner gezwungenen Erhöhung mein Herz daran Theil genommen hat. Dieses, mein Vater, ist die Gesinnung bey der Annäherung meines Todes, der, so schmerzlich er Ihnen auch fallen mag, für mich doch höchst willkommen ist. Nein, nichts kann mir mehr willkommen seyn, als daß ich bald mit Jesu werde sagen können: Es ist vollbracht! — mit Jesu, in dessen standhaften Glauben, wenn es einer Tochter erlaubt ist, so an ihren Vater zu schreiben, ich Gott bitte, Sie bis an das Ende, so wie bisher zu erhalten, damit wir im Himmel uns zusammen finden mögen.“ — Unterdeffen erfolgte ein Aufstand, welcher den Staatsräthen der Königin Maria Gelegenheit gab, sie zu überreden, daß der Thron nicht anders als mit dem Blute der unglücklichen Lady könne befestiget werden. Maria hatte in der That viele mitleidige Gesinnungen für dieselbe, und die Lady ward mehr von dieser Großmuth der Prinzessin gerührt,

als von der Nachricht ihres in kurzer Zeit bevorstehenden Todes. In dieser Gemüthsverfassung fand sie der Abt zu Westmünster, D. Feckenham, den die Königin zu ihr schickte, um sie mit der römischen Kirche auszuföhnen. Er glaubte ganz gewiß den Sieg über ein junges Frauenzimmer zu erhalten, das, nach seinem Urtheil, von der heftigsten Leidenschaft, von der Furcht des Todes, beunruhigt würde. Schon trat er mit einer triumphierenden Miene in ihr Zimmer, und wollte den Streit anfangen, als ihm die Lady ganz gelassen antwortete: Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren; die Erörterung solcher Streitfragen kann für die Lebenden, aber gewiß nicht für die Sterbenden gut seyn. Ich werde es als den stärksten Beweis Ihres Mitleidens betrachten, wenn Sie mich ungestört meinen Frieden mit Gott machen lassen. — Diese Worte verstand der Abt ganz unrecht, er eilte zur Königin, und bat ihren Tod noch einige Zeit zu verschieben. Die Königin willigte in sein Verlangen; allein, der Irrthum wurde bald entdeckt. Als er der Lady die Gnade der Königin meldete, so sagte sie: Ich wünsche keinen Aufschub des Todes, vielmehr sehne ich mich nach diesem, als dem Ende meiner Leiden, und dem Eingange zu einer ewigen Glückseligkeit. Sie konnte nunmehr eine Unterredung über die Wahrheiten

der christlichen Religion nicht vermeiden; da aber der D. Fetenham sah, daß alle Beredsamkeit verschwendet und alle Bemühungen fruchtlos waren, so nahm er mit folgenden Worten Abschied: Madame, ich bin wegen Ihrer Hartnäckigkeit sehr bekümmert, und jetzt bin ich versichert, wir beyde werden uns niemahls mehr wieder finden. Es ist ganz gewiß, antwortete die Lady, wir werden uns niemahls wieder finden, wenn Gott Ihr Herz nicht ändert. Denn ich bin überzeugt, daß, woferne Sie nicht Ihre Gesinnungen ändern, es um Sie sehr traurig und verzweifelt aussieht, und ich bitte Gott um seiner Barmherzigkeit willen, daß er Ihnen seinen heiligen Geist mittheilen wolle, denn er hat Ihnen schon die Gabe der Wohlredenheit gegeben, vielleicht ist es ihm nun auch gefällig, die Augen Ihres Verstandes der Wahrheit zu öffnen. — Diese Aufrichtigkeit beleidigte den Abt ganz und gar nicht. Er hat sie selbst bey dem Blutgerüste nicht verlassen und noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens hat die Lady seine Aufmerksamkeit mit dem lebhaftesten Dank belohnt.

Der Tag ihres Todes eilte inzwischen herbey. Kurz zuvor setzte sie einen Brief auf an ihre Schwester, die Lady Catharine, welcher ein unvergeßliches Denkmahl ihrer Tugenden, und ein kostbares Vermächtniß für das ganze menschliche Geschlecht

bleiben wird. Als der traurige und schreckliche Morgen anbrach, verlangte ihr Gemahl, der auch sein Leben verlieren mußte, sie noch einmahl zu sprechen. Er erhielt die Erlaubniß, aber die Lady versicherte ihm, daß eine solche Zusammenkunft ihren Schmerz weit eher vermehren, als die Ruhe befestigen würde, in welche sie ihre Seele gegen die Schrecknisse des Todes zu setzen gesucht habe. Wir wollen die Zusammenkunft, sagte sie, in einer andern Welt halten. Daselbst sind Freundschaften gewiß glücklich und Vereinigungen unzertrennlich. Sie trat daher, als er zum Blutgerüste vorbeigeführt wurde, nur ans Fenster, und nahm mit einigen Worten von ihm Abschied. Sein Leichnam, den man nach der Capelle im Tower führte, mußte auch unter ihrem Fenster vorbeikommen. Bey diesem schrecklichen Anblick ergriff die Lady ihre Schreibtafel, und zeichnete folgende Worte auf: „Wenn sein gewaltsam getödteter Körper vor menschlichen Richtersthühlen gegen mich zum Beweis da liegt; so wird sein seliger Geist vor dem Thron Gottes meine Unschuld vertheidigen.“ — Eine Stunde hernach wurde sie auf das Blutgerüste geführt. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene bestieg sie dasselbe, grüßte alle, die zugegen waren, und nahm von dem D. Fenham, der sie begleitet hatte, mit folgenden

Worten Abschied: Gott wird Ihnen Ihre gütigen Gesinnungen für mich reichlich vergelten, ob mir gleich Ihre Reden größere Unruhen verursacht haben, als alle Schrecken meines herannahenden Todes. Hierauf hielt sie eine der beweglichsten Reden an die Zuschauer: „Ich bin unter einem Gesetze (sagte sie) und nach diesem bin ich, als durch einen niemals fehlenden Richter, verdammt zu sterben. Ich habe die Königin auf keine Art beleidigt, dieserwegen will ich meine Hände in Unschuld waschen, und meinem Gott eine Seele, die von solcher Missethat rein, und an der Ungerechtigkeit unschuldig ist, übergeben. Ich sterbe, weil ich gezwungen zu einer Handlung meine Einwilligung gegeben, von welcher ich das Gesetz nicht verstanden habe. Aber demungeachtet habe ich unrecht gethan, indem ich nicht nach der Erkenntniß gehandelt, die mir Gott ertheilt hat. Darum habe ich den Tod verdient. Ich danke ihm aber herzlich, daß er mir Zeit gelassen, meine Sünden zu bereuen, und mich mit meinem Erlöser wieder auszusöhnen. Ich bitte euch alle, meine Freunde, daß ihr mit mir und für mich betet, damit Gott, da ich noch lebe, nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit mir meine Sünden, wie unzählig und schwer sie auch immer sind, vergeben möge. Ich ersuche euch alle, daß ihr

mir das Zeugniß geben wollet, daß ich hier als eine wahre Christinn sterbe, und in meiner Seele überzeugt bin, einzig und allein um Christi meines Heilandes willen und durch kein verdienstliches Werk meiner eigenen Handlungen, selig zu werden, bey welchen ich zittere, wenn ich bedenke, wie sehr sie wider mich zeugen können. Und nun bitte ich euch alle, betet für mich und mit mir."

— Nach dieser Rede kniete sie mit großem Muth nieder, und betete. Sie stand wieder auf, und legte ihre Kleider von sich. Der Nachrichten hat sie knieend um Vergebung. Herzlich gern, antwortete die Lady, und als sie den Block fühlte, rief sie aus: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! In diesem Augenblick wurde ihr Kopf auf einen Streich von ihrem Körper getrennt.

VI.

Christian Gotthilf Salzmann

und sein

Erziehungs-Institut zu Schnepfenthal.

(Nach der Schilderung des Consistorial = Rathes
Glag im J. 1806.)

Dieser um die Jugend und um Menschenwohl so sehr verdiente Mann ward den 1ten Juny 1744 im Erfurtischen, zu Sömmerda, einer kleinen Stadt, geboren. Sein Vater stand daselbst als Prediger, starb aber als solcher in Erfurt. Von ihm und in der Sömmerdaer Schule erhielt er den ersten Unterricht. Vom Jahre 1756 — 1758 besuchte er die Schule zu Langensalzga; mit Dank erinnert er sich noch jetzt seiner dasigen Lehrer, besonders des Direktors Meiner, und des Conrektors Lindner, der jetzt Rektor in Arnstadt ist. Mit vieler Achtung spricht er von dem letzteren in dem ersten Bande der Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal S. 150. Sein Vater erhielt einen Ruf nach Er-

furt, den er annahm. Der Sohn folgte ihm dahin. Das dortige Gymnasium frequentirte er nicht, sondern erhielt Privatunterricht, und hörte späterhin akademische Vorlesungen, vorzüglich bey dem D. Vogel über morgenländische Sprachen. Im Jahre 1761 bezog er die Universität Jena, und benutzte dort die Vorträge der Professoren: Polz, Daries, Succow, Walch, Tympe, Köcher, Zickler und anderer mehr. Er bereitete sich zum Religionslehrer vor, und blieb bis 1764 in Jena. In diesem Jahre kehrte er nach Erfurt zurück, studierte für sich immer weiter und hörte noch als Kandidat bey dem damaligen Senior Beßler Vorlesungen.

Im Jahre 1768 wurde er Pfarrer zu Rohrborn, einem Erfurtischem Orte. Hier befand er sich in einer ruhigen, und dem eigenen Nachdenken sehr günstigen Lage; dieser Umstand und seine häufigen Unterredungen und Disputationen mit einigen benachbarten Predigern über gelehrte und andere interessante Gegenstände verbreiteten in seiner Seele viel Licht über manche wichtige Angelegenheiten der Menschheit. Hier wurde er Selbstdenker, und er erinnert sich daher mit vielem Vergnügen an die Tage, die er an diesem Orte verlebte. Hier hatte er auch das Glück, in der Tochter eines benachbarten Predigers, Jungfer So-

phie Schnell, eine Gattin zu finden, wie sie ihm nöthig war, wenn ihm die Unternehmungen, denen er sich späterhin unterzog, gelingen sollten.

Im Jahre 1772 kam er als Diakonus an die Andreaskirche in Erfurt, wo er bald Pastor wurde. Seine Neigung für das Erziehungswesen hatte hier Gelegenheit, sich merklich zu äußern. Es stand eine Schule unter seiner Aufsicht; er wirkte im Stillen für das Beste derselben, besonders da ein Bruder von ihm sich als Rector an der gedachten Lehr-Anstalt befand und jedem guten Vorschlage mit Vergnügen die Hand bot. Zu gleicher Zeit stellte er mit einer Gesellschaft Kandidaten Übungen im Lateinischen und in Aufsätzen über mancherley theologische Gegenstände an.

Er hatte schon längst eine große Vorliebe zum Erziehungsgeschäfte, und diese zum Theil bewog ihn, 1781 einem Rufe nach Dessau, als Religionslehrer und Professor am dortigen Basedowschen Philanthropine, zu folgen. Hier blieb er einige Jahre. Der schwankende Zustand des Philanthropins, die Sorge für seine sich vermehrende Familie, und der Wunsch nach einem unabhängigen Wirkungskreise brachten ihn zu dem Entschlusse, Dessau im Jahre 1784 zu verlassen, und eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen, an welcher

er im Stillen Gutes wirken, und seine Grundsätze, die er sich über Erziehung durch Nachdenken und Erfahrung erworben hatte, nach seinen Wünschen ausüben wollte. Ein Freund von ihm kaufte zu diesem Zwecke für ihn das Gut Schnepfenthal, drey kleine Stunden von Gotha, wozu ihm der Herzog Ernst 4000 Rthlr. schenkte. Salzmann kam mit seiner Familie am 7ten März 1784 hier an. Er fand das Guts Haus zur Ausführung seiner Plane nicht geräumig genug *). Daher faßte er den gewagten Entschluß, in der Nähe davon, auf einem öden Hügel, ein neues Gebäude aufzuführen, und ihm die nöthige Einrichtung zu geben. Der regierende Herzog von Gotha, Ernst, ein eben so gerechter und menschenfreundlicher, als einsichtsvoller, kenntnißreicher Fürst, billigte Salzmanns Plane, munterte ihn zur Ausführung derselben auf, und setzte ihn durch einige Unterstützung in den Stand, den Bau des gedachten Gebäudes anzufangen. Nur

*) Das Gut Schnepfenthal, bey einem kleinen Dörfchen gleiches Namens, besteht aus einem größern Wohnhause, einigen ökonomischen Gebäuden, einer Dehl- und Mahlmühle, einem schönen Obstgarten, zwey Teichen, einem Laubwäldchen und einer beträchtlichen Anzahl von Grundstücken.

wenige, die davon hörten, beurtheilten seine Unternehmungen aus dem richtigen Gesichtspunkte; die mehresten hielten sie für chimärisch und zweifelten an dem glücklichen Erfolge; denn Erziehungsanstalten gehörten zur damaligen Zeit unter die neuen und verdächtigen Erscheinungen.

Hätte Salzmann sich nach der öffentlichen Meinung und nicht nach seiner bessern Überzeugung gerichtet: so stände das Schnepfenthäler Institut nicht, und viel Gutes wäre nicht geschehen. Allein er blieb fest bey seinem gefaßten und wohlüberlegten Entschlusse; sein Vertrauen auf die Vorsehung, auf die gute Sache, die er beabsichtigte; auf seine Kraft und bessere Menschen hielt ihn aufrecht. Seine Familie, besonders seine rechtschaffene Gattin, trug auch das Ihrige dazu redlich bey *). Während des Baues befand er sich mehrmahls in nicht geringer Verlegenheit, aus der er aber immer, und einige Mahle ganz unverhofft, durch den Beystand treuer Freunde und anderer gutdenkenden Menschen herausgerissen wurde.

Das Gebäude stand da; aber nun fehlte es noch an dem Wichtigsten und Nöthigsten bey der

*) Einige Nachrichten über diese nun auch verstorbene wichtigge Frau und ihre Verdienste habe ich in meiner *Iduna* (dritte Auflage) abdrucken lassen.

Sache — an Menschen, wegen welcher es eigentlich aufgeführt worden war — an Böglingen. Wenn man bedenkt, daß zu dieser Zeit noch sehr große Vorurtheile gegen neuerrichtete Erziehungsanstalten herrschend waren, und gerade damals einige derselben sich um das Zutrauen des Publikums gebracht hatten, und so in ihr voriges Nichtseyn zurückgesunken waren: so wird man leicht einsehen, daß der Mangel an Böglingen Salzmann sehr verlegen machen mußte.

Um seine Plane und seine aufkeimende Anstalt bekannter zu machen, schrieb er folgende drey Schriften:

1. Noch etwas über die Erziehung, nebst Ankündigung einer neuen Erziehungsanstalt. Leipzig bey Crusius 1784.
2. Nachrichten aus Schnepfenthal für Kinder. Ebd. 1787.
3. Nachrichten aus Schnepfenthal für Altern und Erzieher. Ebd.

In diesen Schriften findet man weitläufigere Nachrichten über die Entstehung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, und über die Grundsätze, die bey der Erziehung der dasigen Böglinge befolgt werden. Seite 276 der Schrift Nr. 2. redet Salzmann seine Leser folgender Gestalt an. „Ich trenne mich von euch in sehr bedenkli-

chen Umständen. Ich gestehe es euch aufrichtig, daß damals, als das Haus errichtet wurde, meine Casse fast ganz ausgeleert war, die Vollendung des Baues erforderte wenigstens noch Ein Mal so viel Aufwand, als ich bereits ausgegeben hatte; war ich nicht im Stande, das zur Vollendung nöthige Geld aufzubringen, so war alles, was ich hingestellt hatte, unnütze, weil kein Mensch in einem Hause wohnen konnte, das weder Dach noch Seitenwände, noch Zimmer, noch Ofen hat; der August ging zu Ende, der Winter rückte herbey, die ganze umliegende Gegend fing an meiner zu spotten, und mich als einen Thorn zu verlachen, der große Dinge angefangen habe, die er nicht ausführen könne, und der am Ende mit Schimpf und Schande davon gehen müsse."

"Das ganze Werk hatte ich angefangen, um hier Kindern eine gute Erziehung geben zu können, und noch hatte kein einziger Vater das Vertrauen zu mir, mir sein Kind zu übergeben. In dieser schrecklichen Lage müssen wir uns von einander trennen."

"Da ich mir schmeichle, daß viele meiner jungen Leser mich lieb haben: so werden sie gewiß über die traurige Lage ihres Freundes ängstlich werden. Ich bitte euch aber, eure Ängstlichkeit zu mäßigen, und zu bedenken, daß euer Freund

Nachdenken und Vertrauen auf Gott gelernt hat, und daß man durch Nachdenken und Vertrauen auf Gott alles möglich machen könne."

Und Salzmann hat wirklich dadurch möglich gemacht, was vielen unmöglich schien. Das Gebäude wurde ganz fertig. Der herzoglich Gotha'sche Hof interessirte sich für die Anstalt, und erfreute sie oft durch Besuche. Dieß thaten auch einige angesehenen Menschenfreunde in der Nähe, besonders der damalige allgemein verehrte Hofprediger, und auch als Schriftsteller berühmte, sel. D. Koppe; die Anzahl würdiger Altern, die, zutrauungsvoll, Salzmannen ihre Kinder zum Erziehen zuschickten, vermehrte sich; die gegen das Institut Eingekommenen kamen von ihren Vorurtheilen zurück; die Anstalt gewann immer größeres Zutrauen, und nach wenigen Jahren sah ihr Stifter durch die vielen Anträge redlicher Altern sich bewogen, seinen Plan, nur 12 Zöglinge aufzunehmen, auf 24 auszudehnen.

Doch auch dabey blieb es nicht. Der gute Ruf der Anstalt verbreitete sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, und Salzmannen wurden von allen Seiten Pflegesöhne ange tragen; der Graf von Schaumburg Lippe zu Büschburg und drey Prinzen von Philippsthal wurden hergeschickt. Salzmann entschloß sich, ein

zweytes Gebäude hinzustellen, welches auch bald mit kleinen und erwachsenen Bewohnern angefüllt war. In einem derselben befindet sich die Buchdruckerey und Buchhandlung; denn die Anstalt erhielt gleich Anfangs die Erlaubniß, auch eine Buchdruckerey anlegen zu dürfen, in welcher man nicht nur Schriften, die hier, sondern auch solche druckt, die auswärts geschrieben und verlegt werden. Seit einiger Zeit ist auch eine große, geräumige, bedeckte Reitbahn aufgeführt.

Seit der Entstehung der Anstalt wurden an derselben nicht nur Kinder aus den verschiedensten Provinzen Deutschlands, sondern auch mehrere aus Dänemark, Schweden, England, Frankreich, der Schweiz, Preußen, Portugall und Rußland erzogen. Eine Zeitlang hatte das Institut selbst einen gebornen Amerikaner, einen Mohren. Die Rahmen der bisherigen Zöglinge sind auf den 6 Meritentafeln, die im Betsaale hängen, aufgezeichnet, und ihre Anzahl beläuft sich auf mehrere hundert.

Die Erziehungshäuser liegen auf einer Anhöhe, dicht am Thüringer Walde, und stehen mit ihrer Fronte gegen Nord-Osten gerichtet. Man hat aus denselben eine schöne Aussicht. Sieht man nordöstlich: so erblickte man einen kleinen Theil der Stadt Gotha und das dortige Herzogliche Schloß, Friedenstein genannt, welches, besonders bey Sonnenuntergange, wo

es beleuchtet und von der untergehenden Sonne mit lauter schimmernden Diamanten besetzt zu sehn scheint, einen sehr angenehmen Anblick gewährt. Außerdem stößt das Auge auf mehrere, zum Theil romantisch liegende, Dörfer, kleine Wälder, Hügel, Bäche, Wiesen und angebaute Felder. Im Sommer wird sogar an manchem heitern Morgen und Abende, von hier westlich, der, 16 Meilen entfernte, Brocken, ohne Hülfe des Fernrohrs, gesehen. Hinter den Häusern liegt der Garten des Institutes, und südlich und westlich stehen ganz in der Nähe niedere und hohe, mit Laub- und Nadelholz bewachsene, Berge. Zwischen ihnen öffnet sich ein anmuthiges Thal, von einem Bache durchrieselt. Im Hintergrunde ragt zwischen hohen Bäumen schon das Kloster *Reinhardtsbrunn* hervor, wo sich öfters der geliebte Fürst des Landes, der Schnepfenthal zuweilen mit einem Besuche erfreut, aufzuhalten pflegt. Vor dem Kloster liegen einige größere Teiche, in denen gebadet wird. Westlich von Schnepfenthal, eine Viertelstunde weit, liegt anmuthig die kleine Stadt *Waltershausen*, dicht an einem mit Bäumen bewachsenen Berge, auf welchem das Schloß *Lenenberg* steht, das sich schön ausnimmt und von welchem man einige reizende Aussichten hat. Besteigt man einen der Berge, welche dicht an dem

Institute liegen, so erblickt man vor sich den Inselfberg, den höchsten unter Thüringens Bergen nach dem Schneekopfe. Er wird von vielen Reisenden und häufig auch von den Schnepfenthälern erstiegen, und hat, seiner äußerlichen Gestalt nach, Ähnlichkeit mit dem Brocken. — Die Gegend um Schnepfenthal ist stark bewohnt; außer den vielen Dörfern liegen auch mehrere kleinere und größere Städte, z. B. Gotha, Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Eisenach, Schmalkalden, Arnstadt und andere mehr in der Nähe. Das hiesige Klima ist gemäßigt, die Luft rein und gesund, obgleich größtentheils frisch.

Das erste Erziehungshaus, worin der Direktor und seine Familie wohnt, hat über dem Eingang den Wahlspruch: D. D. U. H. (Denke, Dulde, Und Handle.) zur Überschrift; das zweyte die Buchstaben: E. A. N., deren Bedeutung bis jetzt für die Schnepfenthäler, Salzmannen ausgenommen, noch ein Räthsel ist. Vor den Häusern liegt ein kleines Fischbassin, an welchem ein reines, gutes Quellwasser springt, das aus dem sogenannten Quellenthale, welches eine kleine Viertelstunde von dem Institute entfernt ist, in Röhre hierher geleitet wird. In einiger Entfernung hinter den Häusern befindet sich eine Ziegelfbrennerey, und vor dem ersten Erziehungs-
2

erhebt sich ein angeschauzter kleiner Berg, der mit Obstbäumen bepflanzt ist. In dem ersten Hause befinden sich zwey größere Schlaffsäle, in welchen die Zöglinge, von den Arbeiten des Tages ermüdet, ausruhen. Sie werden den ganzen Tag hindurch gelüftet, allezeit rein gehalten, und des Nachts durch Lampen erleuchtet. In jedem derselben schlafen auch wenigstens zwey Lehrer. In demselben Gebäude, das zu mehrerer Sicherheit mit einem Blitzableiter versehen ist, befindet sich auch der Bethsaal, mit einer kleinen Orgel, das Naturalenkabinett, und der Speisesaal, worin täglich zwischen 60 und 70 kleine und große Gäste, mit dem besten Appetite versehen, gespeist werden. In dem Souterrain wohnt das Gesinde. Die Institutsbibliothek befindet sich im dritten Hause.

Jetzt da ich dieses schreibe, beläuft sich die Anzahl der Zöglinge auf einige und funfzig, die der Lehrer und Lehrerinnen auf mehr als zwanzig. Die erstern sind unter die Lehrer vertheilt; jeder von diesen hat einige, höchstens vier, auf seiner Stube, die unter seiner Aufsicht arbeiten, spazieren gehen und sich vergnügen. Salzmann wird von allen Zöglingen Vater, seine Frau Mutter, und sowohl von ihnen als auch den eigenen Kindern Du genannt.

Für das körperliche und geistige Wohl der Zöglinge wird gewissenhaft gesorgt. Sie sehen in dem verehrungswürdigen Salzmann einen für ihr Bestes redlich besorgten Vater, in seiner thätigen Frau eine zärtliche Mutter, in ihren Lehrern und Erziehern Freunde, denen ihre Bildung am Herzen liegt. Um diese mit besserem Erfolge zu betreiben, thun die Pflegältern und die Mitarbeiter an der Anstalt willig auf den Genuß mancher unschuldigen Freude des gesellschaftlichen Lebens Verzicht, und widmen sich fast einzig und allein der Jugend, die ihrer Leitung anvertraut ist. Die Gesundheit der Zöglinge wird durch das Einathmen einer frischen, kühlen Luft, durch Reinlichkeit des Körpers (das Kämmen besorgt eine eigene weibliche Person), durch öfteres Baden, viele Bewegung, durch einfache, gesunde Kost, zweckmäßige, leichte Kleidung, durch gehörige Vertheilung der Ruhe und Beschäftigung, des Spielens und Arbeitens, und durch andere Mittel mehr erhalten und erhöht. Tritt auch bey einem bisweilen Kränklichkeit ein, so hat das Institut zwey Ärzte in der Nähe, deren Hülfe es sich bedient. Noch ist bis jetzt kein Zögling und kein Lehrer gestorben. Auf dem Begräbnißplatze des Institutes, in einem grünen Haine, ruhen erst vier Personen, ein kleines Mädchen des Directors,

zwey kleine Enkel von ihm, welche alle vor dem ersten Lebensjahre verschieden, und die würdige Erzieherinn einiger seiner Töchter, Frau Proffessor Ausfeld. Gegenwart des Geistes, Entschlossenheit und Gewandtheit des Körpers werden durch verschiedene Spiele, besonders aber durch die gymnastischen Übungen, welche, ausgenommen im Winter, täglich Eine Stunde angestellt, und von dem wackern, um das Institut und das Wohl der Jugend sehr verdienten Hofrathe Guts Muths, und bey den Kleinern von Herrn Carl Salzmann, einem Sohne des Directors, geleitet werden, veranlaßt, genährt, hervorgebracht und befördert. Ihnen hat man, in Rücksicht des körperlichen Wohlbefindens der Schnepfenthäler Zöglinge, gewiß viel zu verdanken.

Für die geistige Ausbildung der Zöglinge wird gehörig gesorgt; an Gelegenheit viel und vieles zu lernen, fehlt es hier nicht. Über den Unterricht und die Art, wie derselbe ertheilet wird, kann ich mich an diesem Orte nicht näher auslassen. Man nimmt dabey, so viel möglich, auf Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit Rücksicht, und richtet sich bey Classificirung der Schüler in jeder Wissenschaft nach den Fortschritten, die sie in derselben gemacht haben. In jedem Jahre wird nach einem neuen Lectiionsplane unterrichtet; jeder Zög-

ling hat bey mehreren Lehrern Lehrstunden. Die Fortschritte, die er macht, werden mit Billets bezeichnet, die der Lehrer in ein Buch einschreibt. Sie werden von Zeit zu Zeit zusammengezählt, und bey dem Senate, von dem ich gleich sprechen werde, vorgezeigt. Fünfzig derselben machen einen Punkt aus, der auf der Meritentafel mit einem gelben Nagel bezeichnet wird. Hat der Zögling 50 solcher Punkte, so erhält er einige Vorrechte, und für seine Arbeiten keine Billets mehr; sondern muß auch ohne Belohnung fleißig und gut seyn. Ist er dieß eine geraume Zeit hindurch gewesen: so wird er zum Officier ernannt, er wird ausgezeichnet; es werden ihm mehrere Vorrechte zugestanden; er wird von seinen Lehrern mehr als Freund, denn als Zögling behandelt.

Zwey Mal in der Woche wird nach der Morgenandacht Revision gehalten, d. h. es werden die Nahmen der versammelten Zöglinge aufgerufen, und die anwesenden Lehrer theilen ihre Bemerkungen über den Fleiß des Aufgerufenen in den verflossenen Tagen mit. Sind Erinnerungen nöthig, so werden sie von dem Pflegevater gegeben. Freytags ist Senat. Es versammeln sich die Lehrer in der Stube des Directors, und theilen ihre Erfahrungen in Rücksicht der Aufführung derjenigen Zöglinge mit, die gerade Senat haben. Alles

wird in ein großes Buch eingetragen. Hierauf wird die Glocke gezogen; die Böglinge erscheinen auf der Stube und bilden einen Halbkreis um den Vater. Er redet einen nach dem andern an; fordert ihn entweder auf, im Guten fortzufahren, oder ermahnt ihn liebevoll, bemerkte Fehler abzuliegen. Nun werden seine Billets, die er vorher von seinen Lehrern erhalten, zusammengezählt und in das Buch eingetragen. Unbekannten Fremden wird der Zutritt zum Senate nicht gestattet.

Alle Monate haben einige Classen Examen. Die dabey am besten bestehen, werden in den Nachrichten aus Schnepfenthal, die gedruckt und bloß den Ältern der Böglinge zugeschickt werden, genannt.

Der Unterricht wird gegenwärtig durch folgende Personen besorgt:

Die Deutsche Sprache lehren Herr Dr. Heinsius, Frau Märker und Jungfer Henriette Salzmänn.

Die Französische Sprache die Herren Bonfils und Girtanner, und Jungfer Christine Salzmänn.

Die Englische Sprache die Herren Weisenborn und Karl Salzmänn.

Die Italienische Sprache Hr. Buddeus.

Die Lateinische Sprache die Herren Kaus

zenberg, Märker und Luce und Jungfer
Johanne Salzmann.

Die Griechische Sprache, Herr Kautenberg.
Naturgeschichte, Herr Blasche und Frau
Ausfeld.

Botanik, Herr Carl Salzmann und Frau
Märker.

Mineralogie, Herr Diaconus Credner.

Physische Anthropologie, Herr Dr. Braun.

Technologie, Herr Blasche.

Geographie, Herr Hofrath Guts Muths,
und Frau Weissenborn.

Geschichte, Herr Kautenberg.

Mathematik und Physik, Herr Wilhelm
Ausfeld.

Arithmetik, die Herren Märker, nach Pestalozzischer Lehrart, Wilhelm und August
Ausfeld.

Kaufmännisches Rechnen und Buchhalten,
Herr Girtanner.

Religion, der Herr Director Salzmann.
Die katholischen Zöglinge genießen Unterricht in
ihrer Religion von Herrn Dörfel.

Schönschreiben, die Herren Märker, Luce
und August Ausfeld.

Musik, Herr Dr. Braun, und die Herren
Ernst Ausfeld und Schöffel.

Zeichnen, Herr B u d d e u s.

Schwimmen, Herr Hofrath G u t s M u t h s
und Herr Carl S a l z m a n n.

Reiten, Herr Friedrich S a l z m a n n.

Tischlerarbeiten, Herr Ernst A u s f e l d.

Tanzen, Herr M e r e a u.

Die Geschäfte am Schnepfenthäler Institute werden nach folgender festgesetzten Ordnung betrieben: Im Winter wird früh sechs, und im Sommer fünf Uhr aufgestanden; eine Stunde wird, im Winter in der Stube, im Sommer im Garten, gearbeitet. Hierauf geht es zur Morgenandacht, wo einige Verse aus dem Schnepfenthäler Liederbuche in Begleitung der Orgel gesungen werden; ist dieses geschehen: so erkundigt sich der Pflegevater um das Wohlbefinden seiner Pflegekinder und erhält von ihnen den Morgenkuß. Nachher ist eine Stunde frey und zum Verzehren des Frühstückes, das aus Milch, Obst, Butter oder Fettbrod besteht, bestimmt. Dann gehen die Lehrlinge an und dauern bis 11 Uhr. Nach jeder Stunde sind 10 Minuten frey; diese Freyzeit wird M o r a genannt. Eils Uhr werden im Sommer die gymnastischen Übungen vorgenommen, im Winter Spaziergänge auf die nahen Berge, oder in die immer grünen Wälder gemacht. Nach 12 Uhr wird gespeist und dabey alle Tage, bald

ein ganzes Lied, bald nur ein Vers daraus gesungen. Nach Tische ist bis 2 Uhr frey. Nun aber gehen die Lehrstunden an, und dauern, des Winters bis fünf, des Sommers bis vier Uhr, wo gebadet wird. Von 5 bis 6 Uhr ist frey. Man genießt das Vesperbrot, geht spazieren, spielt, oder unterhält sich auf eine andere Art. Von 6 bis 8 Uhr sind Arbeitsstunden. Man trägt das, was man in den 6 Lehrstunden am verfloßnen Tage gehört und gelernt hat, kurz in seine Tagebücher ein. Acht Uhr wird das Abendessen eingenommen, und gegen 10 Uhr zu Bette gegangen. Alle vierzehn Tage ist in der Regel Sonntags Gottesverehrung. Salzmann erscheint in rother Uniform, und hält eine Rede, die mit Gesang abwechselt.

Der Wasserkasten an unserm Springbrunnen ist Sommer und Winter unser Waschbecken, das nie leer wird. Gleich nach dem Aufstehen werden Gesicht und Hände gewaschen, der Mund ausgespült und die Zähne gereinigt.

Daß die sittliche Erziehung der Zöglinge, auf die am Ende doch alles ankommt, nicht vernachlässigt, sondern gewissenhaft besorgt wird, darf ich nicht erst erinnern. Sittliche Fehler werden, so viel wie möglich, mit natürlichen Strafen belegt, und durch vernünftige Vorstellungen weggeräumt. Zur Ordnung, Sparsamkeit, Vor-

sichtigkeit und andern guten Eigenschaften werden die Schnepfenthäler Zöglinge unter andern auch durch folgende hier bestehende Einrichtungen zweckmäßig veranlaßt:

I. Jeder erhält von seinen Ältern, wenn er herkommt, einen Louis'dor als Fond zu einer Casse. Bedürfnisse, die er nicht unumgänglich nöthig hat, muß er selbst bezahlen. Ist er nicht sparsam genug, oder ist er unvorsichtig, und verursacht Schaden, den er ersetzen muß, so ist er der Gefahr ausgesetzt, Banquerott zu machen. Von Zeit zu Zeit hat er Cassenrechnung. Der Pflegevater untersucht die Casse; findet sie sich leer und sind dabey noch einige Schulden zu zahlen, so wird der schlechte Haushälter für einen Banquerotteur erklärt. Es wird ihm, als solchem, ungern etwas geborgt, und sein Obst oder Kuchen, den er zum Frühstücke oder Vesperbrote bekommt, wird im Speisesaale an den Meistbiethenden verkauft, und dieß so lange fortgesetzt, bis wieder etwas in der Casse und der Banquerott gehoben ist.

II. Die Casse kann aber auch vermehrt werden; theils durch ein Amt, theils durch einen Handel. — Viele Geschäfte am Institute werden von Zöglingen besorgt, und von diesen sagt man, daß sie ein Amt haben. Es trägt monatlich 8 bis 12 Groschen. Ich nenne nur folgende Ämter:

1. Das Trommelamt. Derjenige, der es hat, rührt früh, wenn es Zeit zum Aufstehen ist, die Trommel und weckt dadurch die Schläfer. Auch gibt er mit der Trommel das Zeichen, daß es Zeit sey, das Mittags- oder Abendessen und Vesperbrot zurechte zu machen, oder zur Gottesverehrung zu kommen.

2. Das Amt, die Orgel und im Speisesaale den Flügel zu spielen.

3. Das Amt, Zeitungen und Journale herumzutragen.

4. Das Amt, die Löffel herumzulegen.

5. Das Amt, die Liederbücher herumzugeben und aufzubewahren.

6. Das Gabel- und Messeramt.

7. Das Amt, die Tischgesellschaft mit Wasser zu versorgen.

8. Das Amt, in den Sälen auf Ordnung zu sehen, und alles, was darin am unredhten Orte gefunden wird, zu confisciren. Die confiscirten Sachen werden auf einem Zettel, der an der Speisesaalthüre hängt, bemerkt, und können bis zu einer bestimmten Zeit (jedes einzelne Stück mit Einem Pfennige) ausgelöst werden. Läßt man sie länger unausgelöst: so werden sie verauctionirt: sind sie von den Auktoren des Besitzers bezahlt worden, so muß er sie kaufen und — aus seiner Cassé bezahlen.

9. Das Stuhlamt.

10. Das Amt, die Säle mit Lichtern zu versehen.

11. Das Amt, Briefe zu couvertiren und zu versiegeln u. s. w.

III. Die mehresten kleinern, hier nöthigen Bedürfnisse kann man bey den Böglingen haben; viele von ihnen haben einen Handel, bey welchem der Profit, den sie ziehen dürfen, festgesetzt ist. Der eine handelt mit Papier, der andere mit Siegelack, der dritte mit Messern, der vierte mit Schnallen, der fünfte mit Kämmen, der sechste mit Löschpapier, der siebente mit Pappen, der achte mit Töpfen, die bey den Papparbeiten nöthig sind, der neunte mit Pinseln, der zehnte mit Kreide, der eilfte mit Tusche, der zwölfte mit Bleystiften, der dreyzehnte mit Gumielasticum, der vierzehnte mit Federn, der funfzehnte mit Leim u. s. w. Die gekauften Sachen werden in der Regel nicht baar bezahlt, sondern in dem Handlungsbuche, das jeder kleine Kaufmann führt, eingetragen. Von Zeit zu Zeit circuliren Schuldzettel, worauf jeder bemerkt, was ihm der andere zu zahlen hat. Der Vater berichtet dann alles.

IV. Fehler der Unordnung und anderer Art werden zuweilen mit Strichen bezahlt, deren Einer 1 Pfennig kostet. Einige Male im Jahre

ist Strichrechnung. Wer die wenigsten Striche hat, dessen Name wird in den gedruckten Schnepfenthäler Nachrichten bemerkt.

V. Um zuweilen alle Zöglinge zu übersehen und ihnen etwas ankündigen zu können, ist die Einrichtung getroffen, daß sie sich zu bestimmten Zeiten vor dem ersten Hause in einer Reihe stellen. Sie sind in Compagnien getheilt, von welchen jede ihren Officier hat, der nachsieht, ob alle, die zu ihm gehören, anwesend sind. Die Unordentlichen werden notirt und durch Verlust an Billets gestraft.

An Belustigungen verschiedener Art fehlt es den Zöglingen zu Schnepfenthal nicht; es wäre überflüssig, sie alle herzuzählen. — Von den hier gewöhnlichen Festen will ich nur folgende nennen:

1.) Das Schanzfest. Hinter den Häusern wird im Sommer von den Zöglingen und auch Lehrern ein Hügel abgetragen und dadurch der Garten erweitert. Dieß geschieht früh zwischen 5 und 6 Uhr. Einige picken, andere schaufeln, und noch andere fahren die Erde weg. Dieß heißen sie schanzen. Wenn im Frühlinge damit der Anfang gemacht wird, so ziehen alle kleinen und großen Schanzer, versehen mit Picken, Schaufeln und Karren, compagnienweise, unter Trommelschlag und Musik in den Garten. Zwey Fahnen

ziehen voran. Die leztangekommenen Zöglinge sind Fahnenjunker. Wird das Schanzen im Herbst beschlossen, so ist dieß mit derselben Feyerlichkeit verbunden; zuweilen wird auch ein Lied gesungen, und man erinnert sich dankbar aller derer, die, seitdem die Anstalt steht, an diesem Garten mitgearbeitet haben. Das heißt man das Schanzfest. Das Stück Land, das durch das Schanzen in einem Jahr gewonnen worden ist, wird unter die Zöglinge und Lehrer gleich vertheilt.

2.) Das Kartoffelfest. Das Institut zieht jubelnd auf einen nahen Kartoffelacker, nimmt frohlockend die Kartoffeln aus der Erde, siedet einen Theil davon auf dem Acker, lagert sich dann an den nahen Geisenberg und hält kalte Küche. Zuweilen wird das Kartoffellied von Claudius gesungen, und dem Admiral Franz Drake, der 1585 die Kartoffeln aus Amerika nach Europa brachte, zu Ehren ein Gläschen Rheinwein geleert.

3.) Der Casualtag. Dieser Tag wird in der freyen Natur, gewöhnlich auf einem nahen Berge, gefeyert. Groß und Klein, Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, alles verläßt Schnepfenthal und verlebt den Tag unter Gottes freyem Himmel.

4.) Das Plünderfest. Mit Stangen und Knütteln versehen, zieht das junge, muntere Völkchen in den naheliegenden Obstgarten, und schlägt das Obst, das, nach dem Einsammeln desselben, noch an den Bäumen hängen geblieben ist, ab, und sammelt es frohlockend in Körbe. Es wird hierauf vom Vater an die Plünderer vertheilt.

5.) Das Bescheerungsfest am Christabend. Diesem sehen die jungen Schnepfenthäler immer lange mit vieler Freude und Sehnsucht entgegen. Ein Paar Monate vor Weihnachten übergibt jeder Zögling dem Vater ein Verzeichniß der Sachen, die er zu Weihnachten zu erhalten wünscht. Ueber 10 Thaler dürfen sie nicht betragen. Verlangte Sachen, die nicht nöthig und nützlich sind, werden gewöhnlich ausgestrichen. Keiner weiß daher, was er von dem Aufgeschriebenen bekommen werde. Die Geschenke werden heimlich eingekauft; unterdeß rückt der ersehnte Christabend heran; der Tanzsaal wird in eine grüne Laube verwandelt, Tische herein gesetzt, und diese mit den eingekauften Sachen belegt, doch so, daß die Präsente eines jeden an verschiedene Plätze zu liegen kommen, und von ihm erst zusammengesucht werden müssen. Der begeschriebene Name zeigt den an, der sie bekommen soll. Der Christabend ist da; alles ist voll Erwartung; keine Arbeit

will gelingen; man sucht sich die Zeit auf alle mögliche Art zu verkürzen, und empfindet doch gewöhnlich im ganzen Jahre keine solche Langeweile, als eben jetzt. Endlich wird zum ersten Mahle die Trommel gerührt. Freude über Freude! Nach einer halben Stunde ungefähr, die manchem ein halbes Jahr dünkt, läßt sich die Trommel zum zweyten Mahle hören. Neuer Jubel! — Nach einer Pause wird endlich zum dritten und letzten Mahle getrommelt. Nun strömt alles, Groß und Klein, in das zweyte Haus, in welchem sich der Tanzsaal befindet. Hier stellen sich die Böglinge, und ziehen in Ordnung durch einen Haufen neugieriger Zuschauer aus den nächsten Dörfern in den ganz illuminirten, und mit Büchern, Landcharten, Kupfern, vielerley Spiegelzeugen und Instrumenten verschiedener Art angefüllten Tanzsaal, oder vielmehr in eine erleuchtete grüne Laube. In der Mitte liegt ein kleiner Berg von — kleinen Bündeln gebildet, in welchen sich mänderley für den Gaumen befindet. Jeder Beschenkte sucht nun seine zerstreut liegenden Sachen auf; der Pflegevater findet hie und da auch etwas für sich; denn viele dankbare Pflegesöhne suchen ihm, der ihnen so viele Freude macht, durch kleine Geschenke, z. B. eine Zeichnung, auch Freude zu machen. Nun nimmt man das Abendessen in dem Saa-

le ein, und verweilt sich darin bis gegen Mitternacht. Am folgenden Morgen werden die Geschenke abgeholt.

Viel Freude macht den Schnepfenthälern auch das Kirschfest, das Geburtsfest des Pflegervaters, der Pflegemutter u. a. m. Ueber diese und andere Feste habe ich in meiner *Iduna* (zweite Auflage) und in meinem *Taschenbuche* für die Deutsche Jugend oder der „Kleinen Jugend-Bibliothek,“ nähere Nachrichten mitgetheilt, und übergehe sie daher hier mit Stillschweigen.

In jedem Jahre werden gewöhnlich zwei Reisen gemacht. Der Zug der Reisenden gewährt einen angenehmen Anblick. An der letzten Reise nahmen beynähe 70 kleine und große Personen Antheil; die vorlezte ist von *Salzmänn* beschrieben, und unter dem Titel: „Reise der Böglinge zu Schnepfenthal. Erster Band, Schnepfenthal 1799“ im Druck erschienen. Selbst kleine Böglinge von 6 bis 7 Jahren machten sie mit und hielten sich im Marschieren so wacker, daß sie kein einziges Mahl gefahren werden durften. Die erwachsenen Böglinge übernehmen auf unsern Reisen einige Geschäfte; der eine z. B. ist Generalquartiermeister, der andere Generalzahlmeister, der dritte Apotheker u. s. w. Daß die gemachte Reise, von

diesem kurz, von jenem weitläufiger beschrieben wird, versteht sich von selbst.

Mittwochs, wenn nichts Erhebliches dazwischen kommt, ist nach dem Abendessen Concert. Es wird von Böglingen und Lehrern in der Musik gegeben. Gewöhnlich lassen sich dabey, unter Anführung des Herrn Schlössel, eines der achtungswerthesten Schnepfenthäler Lehrer, auch die Sänger hören. Bisweilen ist auch ein kleiner Ball.

Die kleinen Enkelinnen Salzmanns werden von einer achtungswürdigen Erzieherinn, Jungfer Krannichfeld, erzogen.

Was die Annahme eines neuen Bögling und die Bedingungen, unter welchen sie erfolgt, anbelangt: so setze ich hier Salzmanns eigene Worte her. Sie sind aus einer kurzen Nachricht über Schnepfenthal gezogen, die den Aeltern, die ihr Kind her schicken wollen, mitgetheilt werden. „Aeltern“ heißt es dort, „die unsrer Anstalt Kinder anvertrauen wollen, melden es mir einige Zeit vorher; denn macherley Umstände machen es oft unmöglich, jeden Bögling sogleich anzunehmen. Ist man wegen der Aufnahme übereingekommen, so zahlen sie, als Einschreibgebühren zu beyderseitigen Gewißheit, vier alte Louis'dor. Die Aufnahme geschieht am besten zu Ostern und Mi-

chaelis, nach dem sechsten bis zum zwölften Jahre der Kinder. Am liebsten ist es mir, wenn Altern, welche zu meiner Anstalt Zutrauen fassen können, mir zur Beförderung einer vollständigen, und, besonders in Hinsicht auf den wissenschaftlichen Unterricht, gehörig abgestuften Ausbildung ihrer Kinder, diese mir lieber im siebenten oder achten Jahre übergeben.“

„Daß ich Kinder, die entweder ganz unfähig seyn, oder mit groben Lastern behaftet in meiner Anstalt eintreten möchten, aus derselben bald möglichst zu entfernen genöthigt sey, wird Jeder, der die Pflichten, die ich meinen unverdorbenen Böglingen und deren Altern und Vormündern schuldig bin, einigermaßen übersehen kann, auch ohne meine Erinnerung leicht begreifen.“

„Jeder Bögling bringt mit: ein silbernes Besteck, einen silbernen Vöffel, zwölf Servietten, zwölf Handtücher, vier und zwanzig Schnupstücher und vier und zwanzig Paar weiße baumwollene Strümpfe, und eben so viel Hemden; ein Bette, bestehend aus einer pferdehaarnen Matratze und einer leichten mit Baumwolle durchnähten, Oberdecke, vier Bettlaken. Doch kann das ganze Bette, wenn die Altern den Transport lieber sparen wollen, auch hier angeschafft werden. Die Handtücher und Servietten, da sie bald verbraucht

werden, bleiben, bey den Abgange des Bögling's zurück. Da die hiesige scharlachrothe Uniform bey uns angeschafft werden kann, so braucht kein Bögling, außer seinem Reiseanzuge, viel andere Kleidung mitzubringen. Die ganze Pension, welche halbjährig vorausbezahlt wird, beträgt, für Kost, Erziehung, Unterricht, Reinhaltung der Wäsche, Aufwartung und dergl. 64 alte Louis'dor. Übrigens zahlen die Altern noch für Kleidung, Bücher, Schreibmaterialien, Beyträge zu den bey uns gewöhnlichen kleinen Reisen u. s. w. Sie erhalten darüber am Ende eines jeden halben Jahres Rechnung. Für Maitres wird nichts besonders bezahlt. Nur die Kosten, welche der Unterricht im Reiten nöthig macht, werden berechnet, weil die Unterhaltung einer Reitbahn bekanntlich einen großen Aufwand erfordert."

„Die Bezahlung der Rechnung geschieht im Golde, um einige Schadloshaltung für die vielen kleinen Ausgaben zu leisten, die täglich vorkommen, und deren Berechnung zu viele Mühe und Zeit erfordern würde."

Bei der Ankunft eines neuen Bögling's wird gewöhnlich bey Tische aus dem Schnepfenthäler Liederbuche das Lied gesungen:

Sey in unsern stillen Fluren,
Lieber, kleiner Freund begrüßt!

Wo Schmerz und Gram
Verbannet sind,
Bey Unschuld Freude wohnt! 16.

Die Aufnahme eines Bögling's ist feyerlich. Sie geschieht Sonntags bey der Gottesverehrung, der gewöhnlich auch viele Fremde beywohnen. Der Pflegevater hält eine Rede, und wendet sie auf den aufzunehmenden Bögling an, der ihm gegenüber sitzt, fordert ihn auf, fleißig und gut zu seyn, und ihm dieses feyerlich zu versprechen. Der angeredete Bögling steht nun von seinem Sitze auf, und wird langsam von zwey Officieren durch den Saal zum Tische geführt, hinter welchem Salzmann sitzt. Der Chor singt unterdeß den Vers:

Allgegenwärtiger!
Der du ein Zeuge bist
Von dem Versprechen,
Das jetzt geleistet wird,
Laß deinen Geist den Schwachen stärken,
Zu allen Zeiten ihm treu' zu bleiben.

Ein älterer Bögling liest dem Aufzunehmenden ein kurzes Versprechen vor, das er in die Hand seines Pflegevaters ablegt. Jetzt umarmt Salzmann seinen neuen Pflegesohn, küßt ihn und verspricht, Vaterstelle an ihm zu vertreten, und für

sein Wohl gewissenhaft zu sorgen. Der Chor singt: Amen! Nun stellt S a l z m a n n den versammelten Zöglingen ihren neuen Freund vor, und fordert sie auf, ihn liebe reich aufzunehmen, und ihm mit gutem Beyspiele vorzugehen. Er wird dann von Einigen umarmt und geküßt, und die Versammlung singt die Worte:

Der Geist der Liebe
Und wärmsten Freundschaft
Verbinde eure Herzen stets.

Ein herzliches Gebeth für den Neuaufgenommenen beschließt die Gottesverehrung, bey der vielleicht manche Thräne der Freude und des Danks geflossen ist.

Die Schnepfenthäler Zöglinge tragen scharlachrothe Jacken, gehen Sommer und Winter mit entblößter Brust und unbedecktem Kopfe, und nur auf Reisen wird Hut und Überrock gebraucht. Drey Mahl in der Woche wird Wäsche gewechselt. Wäsche und Kleider werden von der Mutter besorgt. Die Zöglinge, die Kleinen ausgenommen, werden im Wachen, und die Officiere bisweilen im Fasten geübt. Der Pflegevater fastet mit ihnen. Auch schauzt er zuweilen mit. Gegenwärtig befinden sich am Schnepfenthäler Institute Zög-

linge aus den verschiedensten Provinzen Deutschlands, aus England, Holland, Schweden, Rußland, Böhmen und America, Catholiken, Lutheraner, Reformirte. Der Sohn eines Grafen und Ministers wird eben so behandelt, wie der Sohn eines Kaufmanns, d. h. liebevoll, gerecht, menschlich. In unsrer kleinen Republik findet kein Unterschied der Stände Statt. Die Anzahl der Einwohner von Schnepfenthal überhaupt, das Gut mit eingerechnet, beläuft sich auf 120 Personen; dabey sind diejenigen, die mit dem Institute in der innigsten Verbindung stehen, aber nicht an demselben wohnen, nicht mitgezählt.

Das Institut erhält viele Besuche, auch aus entfernten Ländern, und von vornehmen und wichtigen Personen. Fremde werden freundlich aufgenommen. Besonders solche, welche nicht sowohl aus Neu- als vielmehr aus Wißbegierde herkommen. Lustpartieen kann man mit ihnen nicht machen; denn jeder der hiesigen Mitarbeiter hat seine bestimmten Arbeiten, die ihm dieß nicht erlauben. Der Lehrer geht gewissenhaft seinen Geschäften nach, und dem einsichtsvollen Fremden wird es daher nicht auffallen, wenn oft ein Gespräch mit ihm schnell abgebrochen, und er verlassen wird. Jede Minute ist hier kostbar. —

Das Ganze der Anstalt ist schön geordnet. Und wem verdankt es sein Daseyn, und seinen Flor? Größtentheils — Salzmann. Er regiert es mit Weisheit und Bescheidenheit. — Die Anstalt steht nun 22 Jahre, und Gegen der mannigfaltigsten Art hat von jeher auf ihr geruht. Ihr verehrungswürdiger Stifter genießt die Liebe, Anhänglichkeit, das unbegrenzteste Zutrauen und die reinste Achtung seiner Pflegesöhne und Mitarbeiter; es ruhen viele Sorgen, viele Lasten auf ihm; er trägt sie mit ausdauerndem Muth, und befindet sich dabey, mitten im frohen Gewühle gesunder, kraftvoller und vergnügter Knaben und Jünglinge, sehr wohl, munter und gesund. Er ist ein Mann von mittlerer Statur; sein Anzug ist schlicht; seine Lebensart einfach. Vier Uhr des Morgens läßt er sich wecken. Mannigfaltige Arbeiten warten auf ihn; ohne Geräusch, in der bescheidensten Stille vollbringt er sie; zur Erholung arbeitet er mit Vergnügen zuweilen mit im Garten. Jede Woche gebraucht er Ein Mahl das kalte Bad in einer Badewanne. Er ißt mit seinen Pflegesöhnen an einem Tische, dieselben Gerichte, und sein Zimmer steht jedem Schnepfenthäler zu jeder Zeit offen. Er denkt mehr, als er spricht; mit Kindern, besonders mit kleinen, beschäftigt er sich gern. Es ist interessant, ihn umringt und

geliebkost von muntern naiven Kleinen zu sehen. Er liebt das stille, ruhige und friedliche Leben, und opfert, um dieses zu erhalten, so manches gerne auf. Er zählt dreyzehn lebende Kinder, (von welchen Ein Sohn und vier Töchter verheirathet sind) und zwölf Enkel. Seine verehrte Gattinn hilft ihm treu und redlich seine Lasten tragen; sie ist allen Pflegesöhnen — im schönsten Sinne des Wortes — Mutter. Besonders unterstützt ihn bey der Direction des Ganzen auch sein Schwiegersohn, Hr. Weissenborn, ein ebenso gelehrter und einsichtsvoller, als rechtschaffener und bescheidener Mann. Salzmanns ganze Familie nimmt bedeutenden Antheil an den beschwerlichsten Geschäften am Institute. Zwey seiner Töchter, Frau Ausfeld und Frau Weissenborn, besorgen die Küche; von Morgen bis in die Nacht drängt bey ihnen ein Geschäft das andere; sie opfern dem Institute viel Zeit und Kräfte auf.

Als Schriftsteller hat Salzmann gemein viel Gutes gewirkt. Die Anzahl seiner Volks- und Erziehungsschriften beläuft sich auf mehr als sechzig. Zunächst für die Jugend hat er folgende Bücher herausgegeben:

- 1.) Unterhaltungen für Kinder und Kinder-

freunde. 8 Bändchen. Leipzig bey Crusius.
1780 — 1787.

2.) Moralisches Elementarbuch. 2 Theile. Eben-
das. Die neueste Auflage.

3.) Nachrichten aus Schnepfenthal für Kinder.
Ebendas.

4.) Reisen der Salzmannschen Zöglinge 6 Bän-
de. Ebendas. 1784 — 1788.

5.) Bibliothek für Jünglinge und Mädchen.
Braunschweig in der Schulbuchhandlung.

6.) Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal. Er-
ster Band. Schnepfenthal 1799.

7.) Conrad Kiefers A B C und Lesebüchlein. 2
Bändchen. Schnepfenthal 1798 — 1799.

8.) Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kin-
der von 8 — 10 Jahren. Schnepfenthal.

9.) Heinrich Gottschalk in seiner Familie, oder
erster Religionsunterricht für Kinder von zehn
bis zwölf Jahren. Schnepfenthal.

Die beyden letzten Schriften sind durch Herrn
Le Roux - Laserre, der sonst in Schnepfenthal
das Französische lehrte, musterhaft ins Französ-
ische übersezt.

Zu Ende dieses Jahres wird von ihm ein pa-
triotisches Taschenbuch zur Beförderung der Va-
terlandsliebe erscheinen. Er ist einer der aufrich-
tigsten und eifrigsten Patrioten Deutschlands.

In eine nähere Schilderung des Charakters des verdienstvollen Salzmann kann ich mich nicht füglich einlassen, theils weil es schwer hält, ein ganz richtiges Urtheil über den moralischen Charakter eines Menschen zu fällen, theils weil ich viel loben, und dabey befürchten müßte, der Bescheidenheit des Gelobten zu nahe zu treten, und mich, da ich selbst eine Reihe von Jahren hindurch Mitarbeiter an seiner Anstalt gewesen bin, wenigstens bey manchem, in den Verdacht der Schmeicheley zu bringen, wozu ich bey dem wahrheitsliebenden und bescheidenen Salzmann keinen Grund hätte. Möge er noch viele Jahre zählen! Dieß ist der herzlichste Wunsch Aller, die mit ihm in näherer Verbindung stehen, und den Redlichen genauer kennen. Viele verehren ihn sehr als Schriftsteller. So sehr er mir dieses zu verdienen scheint: so ist er in meinen Augen doch noch verehrungswürdiger als Mensch überhaupt. — Unstreitig ist er einer der würdigsten und edelsten Männer unsers Zeitalters.

Im May 1806.

Jacob Glag.

Z u s a z.

Seitdem das Vorstehende geschrieben wurde, hat sich auch mit S a l z m a n n und seiner Erziehungsanstalt manche Veränderung zugetragen. Die politischen Ereignisse in Deutschland wirkten in sofern nachtheilig auf die letztere, daß die Anzahl der Zöglinge sich merklich verringerte, besonders seitdem aus England und den Hanseestädten kein neuer Zuwachs kommen konnte. Nun aber, da der Friede in Europa wiederhergestellt ist, fängt das Schnepfenthäler Institut wieder zu blühen an. Es zählt gegenwärtig (im Herbst 1816) bereits gegen d r e y ß i g Zöglinge, unter denen sich Söhne sehr angesehener und hoher Familien befinden.

Aber der Stifter der Anstalt, der würdige Vater S a l z m a n n, ist nicht mehr. Gott rief ihn von der Erde, auf der er so viel Gutes gestiftet hat, am 31ten October 1811 ab, um ihm in einer andern Welt noch einen ausgedehnteren, höheren Wirkungskreis anzuweisen. Die Vorsehung lohnte sein segenreiches Leben mit einem Tode, wie sich ihn gewiß jeder Redliche wünscht. Bis zu seiner Scheidestunde thätig, setzte er sich, nachdem er über sein herannahendes Ende mit aller Ruhe und Fassung des Gemüthes gesprochen, sein Haus be-

stellt, seinen Sohn Carl, der seine höhere Bildung auf der Universität zu Göttingen genossen, und sich eine Zeitlang in England aufgehalten hat, zum Director der Anstalt ernannt, und von den Seinigen (er hinterließ dreyzehn Kinder) Abschied genommen hatte, auf das Kanapeh hin, ließ sich, um seine Seele noch zu Gott zu erheben, von einer seiner Töchter aus einer Schrift von Zollikofer vorlesen, und schlummerte bald darauf zu einem besseren Leben ein. Er ruht in der Nähe der Institutzgebäude, und sein Grab ist, seinem Wunsche gemäß, bloß durch einen Hunderstrauch bezeichnet. — Friede seiner Asche!

VII.

Einiges über

Joh. Christoph Friedr. Guts
Muths.

In einem Briefe an einen Freund.

Theurer Freund!

Sie fragten mich, wessen Bildniß ich dem zweyten Hefte meiner moralischen Gemälde beysügen würde? Für dießmahl war es mein Wunsch der Jugend einen Schriftsteller vorzuführen, dessen Werke vorzüglich einen merklichen Einfluß auf die physische Erziehung hatten, und meine Wahl fiel auf meinen Freund Guts Muths, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Sie kennen seine Schriften und Verdienste, und werden gewiß meine Wahl billigen. Da es Ihnen immer Vergnügen macht, etwas Näheres über die Lebensumstände solcher Männer zu erfahren: so glaube ich Ihren Wünschen zuvorzukommen, wenn ich

Ihnen einige biographische Nachrichten, Guts-
Muths betreffend, mittheile. Sie werden Ih-
nen um so angenehmer seyn, da ich Ihnen die
Versicherung geben kann, daß sie durchaus histo-
risch richtig und wahr sind.

Johann Christoph Friedrich Guts-
Muths wurde den 9. August 1759 zu Qued-
linburg geboren. Ihm schenkte der Himmel das
schöne Glück, bey seinem Eintritte in diese Welt
eine Mutter voll Liebe und Herzlichkeit zu finden.
Ihr zärtliches Wesen erfreute den Säugling, und
weckte die Vorgefühle der Tugend und Religion
in der Brust des zarten, auf ihrem Schoße sitzen-
den Knaben. Mit dankbarer Nüßrung erinnert
er sich an diese heitern Jahre seines Lebens. Je-
des Wort, das die redliche Mutter dem emporkwach-
senden Sohne sagte, wirkte auf sein empfängliches
Herz und haßte. Fröhlich war seine Jugendzeit.
Der Grund davon lag weniger in den äußern
Umständen, mehr in seinem innern Sinn, in
seiner natürlichen Anlage zur Heiterkeit und Ge-
schäftigkeit. An Gesellschaft mangelte es ihm sehr;
Langeweile konnte er nicht tragen; dieß brachte
ihn zur Thätigkeit. Handarbeiten, die Nachah-
mung der Handwerke, das Brunnengraben, Mau-
ern, Pflastern, Wegemachen, Backen aus Thon,
Schleifen u. s. w., alles im Kleinen, füllten in den

frühern Jahren seine müßigen Stunden aus. Ganz vorzüglich liebte er das Zeichnen, und späterhin das Mahlen. Mit Kreide machte er den Anfang. Schon in seinem dritten oder vierten Jahre konnte er die römischen Capitalbuchstaben zeichnen, und seine erste Vorschrift war im Calender das Wort **PROGNOSTICON**. Er hätte es in allen diesem leicht weit bringen können, wenn ihm nicht die Mittel dazu fast ganz gefehlt hätten. Beym Zeichnen mußte er sich mit Kohlen, beym Mahlen mit zerstoßenem Ziegelstein, Kienruß und zerquetschten Blättern begnügen. Damit bemahlte er die Wände im Hofe, und wenn diese voll waren, kam ihm seine Lüncherprofession zu Hülfe; er überweist alles und mahlte von neuem. Alle diese Spielereyen hatten für ihn großen Vortheil. Er gewöhnte sich an Thätigkeit, übte seine Hände, setzte seinen Körper, der wohl nicht gar fest war, in Bewegung, und übte seine Sinnen und sein sinnliches Beobachtungsvermögen. Dieß brachte ihm späterhin unendlich viel Nutzen, und rettete ihm mehr als einmahl das Leben. So, um nur ein Beyspiel anzuführen, saß er in seinem sechsten Jahre auf dem Pferde seines Vaters, der es im Hofe auf und abführte. Der Zügel entfiel ihm; das Pferd sprang im starken Trabe fort, und eilte in den Stall. Es mußte durch zwey Thüren, davon die eine keinen Fuß

höher war als der Sattel. Der kleine Reiter schwebte in der größten Gefahr; allein er war gefaßt und gelenkig genug, sich augenblicklich der Länge nach auf dem Pferde niederzustrecken, und so kam er glücklich durch.

Bis zu seinem eilften Jahre besuchte er theils eine Winkelschule, theils genoß er den Unterricht eines Hauslehrers, bis er endlich in diesem Jahre von seinen Ältern in das Gymnasium zu Quedlinburg gebracht wurde. Von dem damaligen Rector des Gymnasiums, dem ehrwürdigen, jetzt in Hamburg als Prediger lebenden, Greise R a m b a c h examinirt, kam er, zu seinem Glücke, in die sechste Classe, wo der Bafel nicht regierte, der in den niedern Classen stündlich gebraucht wurde. Unvergeßlich sind ihm seine Lehrer an dieser Schule, der herzensgute vortreffliche M e i n e k e, der vor wenigen Jahren Prediger an der Blasius-Kirche zu Quedlinburg geworden ist; H e r g t, der als Prorector sein Lehrer war; der gute, biedere W e s t p h a l, jetzt Inspektor zu Halle, und der sanfte, fluge, vielgelehrte S t r o t h, der, ehe er nach Gotha kam, nach R a m b a c h eine geraume Zeit Rector des Gymnasium war. „Nie wird mein Dankgefühl für diese Männer sich mindern können!“ sind G u t s M u t h s eigene Worte. M e i n e k e'n liebte er als ein Kind den Vater, den

liebenswürdigen Westphal als den erwachsenen Freund, Hergt verehrte er, Strotz wurde von ihm bewundert.

Seine Zeit blieb noch lange hin unter Spiel (mehrentheils Handarbeit) und Schularbeiten getheilt. Er hatte keine Gesellschaft, als seine gute Schwester, und diesen und jenen Knaben, den er zu sich bat. Ausgehen durfte er nicht, weil er noch zu klein war, außer wenn man ihn irgendwo mitnahm. Groß war vorzüglich seine Sehnsucht nach der freyen Flur, und doch konnte sie nicht befriedigt werden; kaum daß er jährlich zwey Mahl ins Freye kam. Aber aus seiner Ältern Wohnung konnte er eine Menge Gärten übersehen; einzelne Berge und ein guter Theil des Harzes lagen im Gesichtskreise. Fast täglich erkletterte er die Dächer, und saß da oben halbe und ganze Stunden lang, um die Aussicht zu genießen. Mit welcher Sehnsucht erwartete er die Zeit, wenn er groß seyn würde! Doch wurde sie ihm bey seinen mannigfaltigen Beschäftigungen nicht lang. Seine Phantasie war immer sehr thätig, irgend etwas hervorzubringen, er riß nieder, um nur wieder aufbauen zu können, er riß das Pflaster im Hofe auf, und machte es wieder zu rechte, warf das Fach einer Wand mehrmahls ein, und mauerte es dann wieder zu, &c.

Seine Lectüre war Anfangs nur auf äußerst wenige Bücher beschränkt. Nur die *Acerra philologica* und ein altes geographisches Buch mit Holzschnitten, welche Völkerschaften vorstellten, nebst einer großen Bibel mit schönen Kupfern, waren seine Bibliothek. Dabey hatte er auch einige elementarische Schriften zum Lateinlernen. Sie wissen, lieber Freund, mit welchem innigen Vergnügen auch wir in unsern frühern Jahren in der *Acerra philologica* die vielen kuriösen Geschichten und Diskurse gelesen und wieder gelesen haben, und wie besonders unser poetischer Freund B. . . y in L. . g davon begeistert war. Dasselbe fand auch bey unserm Guts Muths Statt. Das gedachte Buch war ihm das liebste. Er versicherte, es wohl mehr als zwanzig Mal gelesen zu haben, und ich glaube, es brachte ihm mehr Nutzen, als zwanzig und noch mehr Schriften der heutigen Jugend, die vor dem vielen, ungeordneten Lesen wenig behalten kann. Sonst las man wenig, aber das Wenige ergriff man mit ganzer Seele, man behielt es für die Ewigkeit. Dagegen nehme man die meisten jungen Leser unsrer Tage. Sie blättern innerhalb 24 Stunden wohl mehrere Bücher durch, und schon in ihren jüngern Jahren zählten sie die von ihnen gelesenen Schriften nach Duzenden. Allein man prüfe sie nur in Rücksicht

des Gelesenen, und man wird bey den meisten finden, daß ihnen nur wenig davon geblieben, und durch die zu starke Lectüre in ihren Köpfen eine Verwirrung und Abspannung der Geisteskräfte entstanden ist, daß einem wohlgesinnten Jugendfreunde davor graut. Ein großer Theil davon hat mancherley durch einander geworfene Dinge im Kopfe, aber nur äußerst wenige Gedanken, die durch Selbstthätigkeit hervorgebracht wären.

Im 14ten Jahre verlor Guts Muths seinen Vater. Desto sorgfamer für ihn war seine Mutter. Sie liebte ihn unaussprechlich, und that bey ihren beschränkten Umständen für ihn alles, was sie nur konnte. Er beschloß zu studieren. Sie war es zufrieden. Noch ein Jahr lang nach dem Tode des Vaters wurde er sorgfältig im Hause gehalten. Nun aber fing sie an, ihm nach und nach mehr Freyheit zu lassen; er durfte diesen und jenen seiner Schulkameraden besuchen, wenn er zu einem guten Hause gehörte. Nach seiner Versicherung hat er diese Freyheit nicht ein einziges Mahl gemißbraucht, und nie das sorgfältige Examen seiner Mutter, wenn er wieder kam, gescheut.

Unter seinen Schulfreunden befand sich einer, den er aufrichtig verehrte — ein Jüngling von großen Talenten und sehr edlem Charakter. Er war Dichter, Zeichner und Mahler. An ihm hing

seine Seele ganz, er war ihm sein Ideal. Seine Gedichte begeisterten ihn wie seine Gemälde. Es ist der jetzige Dr. Schlüter, praktischer Arzt zu Quedlinburg. Guts Muths Liebe zu ihm wird nur mit ihm selbst sterben. Aus sechs bis sieben Schulfrunden bildete sich ein vertrauter Zirkel, von welchem Schlüter gleichsam der Vorsteher war. Die Mitglieder waren unzertrennlich, alle gestimmt für die Schönheiten der Natur, und der größte Theil ihrer Unterhaltung rührte von ihrer Bewunderung und ihren Genüsse im Freyen her. Sie erinnern sich dabey, mein theurer Freund, vielleicht an unsere Gesellschaft in Preßburg. Wie viele frohe Stunden haben auch wir darin genossen! wie manchen Nutzen aus unsern Zusammenkünften, Beurtheilungen der gelieferten Aufsätze, Vorträgen u. s. w. gezogen! Wie oft habe ich schon den Wunsch geäußert, daß Jünglinge sich zu dergleichen Gesellschaften verbinden möchten! Der negative und positive Nutzen derselben ist groß. „Ich war in jenen Zeiten, sagt Guts Muths, des Lebens bis zum höchsten Grade froh. Ich verdankte dieser Gesellschaft zugleich viel Bildung.“ Die Anerkennung des Schönen war stillschweigend ihr Grundsatz. Die Mitglieder lasen Dichter. Schlüter war ein trefflicher Declamator. Oft recitirte er aus Gessner, Ramler, oft seine eigenen

Gedichte. Glückliche der Jüngling, der schon in seinen frühern Jahren Gelegenheit hat, seinen Schönheitssinn auszubilden! Ihm entfaltet sich eine Welt, die dem Menschen ohne veredelten Geschmack ewig unbekannt bleibt; wo andern nur Stacheln und Dornen drohen, lächelt ihm die freundliche Rose, und leichter und schneller schreitet er in das Reich der Sittlichkeit. Mit Recht sagt ein großer Dichter, indem er sich über den Einfluß der schönen Künste auf das Leben des Menschen befragt, zu der Muse:

„Was ich ohne Dich wäre? Ich weiß nicht, aber
mir grauet,

„Seh' ich, was ohne Dich Hundert' und Tausende sind.

Auch auf G u t s M u t h s äußerte das Lesen der Dichter in gedachter Gesellschaft einen vortheilhaften Einfluß. In dieser Zeit begann seine Lectüre überhaupt sich zu erweitern. Lebhaft erinnert er sich noch jetzt einer satyrischen Wochenschrift: F i d i b u s ; an Weißens Kinderfreund, Geßners Schriften, manches schönen Gedichtes der Göttinger Blumenlese. Er las viel, aber seine Schularbeiten wurden dabey nicht versäumt, und manches ernste Buch zog ihn eben so stark an, als eine interessante Unterhaltungsschrift. Neekards Lehr-

buch studierte er mit großem Eifer, besonders den mathematischen Abschnitt. Alle physischen und technologischen Belehrungen wären ihm höchst willkommen gewesen, allein, ach, wie arm war damals die Jugend! hätte sie nur etwas von dem übergroßen Reichthume der jetzigen gehabt! Im Zeichnen und Mahlen wetteiferte er mit Schültern, blieb aber weit hinter ihm, denn es fehlte ihm dessen Talent. Dabey war er ohne alle Einkünfte. Sechs Wochen lang sparte er sein Frühstück, um für drey Groschen einen Nürnberger Farbenkasten zu kaufen, und noch viel länger, um für 12 Gr. ein elendes mathematisches Besteck zu haben. Er war in seinem Besitze selig und nutzte beydes, ohne alle Anweisung, vortheilhaft genug für Hand und Kopf. Der Hang zum Zeichnen und Mahlen ist bey ihm nie erloschen; häufig brauchte er Nebenstunden dazu, aber immer blieb er ohne alle Unterstützung. Dennoch trieb er die Sache weiter, und mahlte noch nach den Universitätsjahren und selbst in Schnepfenthal, in Ohl, jedoch nie etwas anderes als Landschaften, und in Pastell Portraite. Seine Neigung für die Natur blieb immer; für Poesie ziemlich lange; nur muß ein Gedicht in allen seinen Theilen vorzüglich seyn, wenn er es mit Vergnügen bis zu Ende lesen soll.

Guts Muths war etwa 18 Jahr alt, als die Vorsehung ihn auf die Bahn führte, auf der er noch jetzt ist. Der damalige Prorector Hergt hatte von dem Leibmedicus Ritter in Quedlinburg den Auftrag, ihm einen Gymnasiasten als Hauslehrer zu verschaffen. Die Wahl fiel auf Guts Muths. So kam er in die liebenswürdige Ritter'sche Familien zu zwey herzlichgut, Knaben, mit denen vereinigt, er zugleich den Sohn des biedern Kaufmannes D a n n e i l unterrichtete. B a s e d o w hatte damals sein Elementarwerk herausgegeben. Er studierte es, besonders das Methodenbuch, war im Erziehungsgeschäfte voll Eifer, und erwarb sich bald so viel Zutrauen und Ansehen, daß mehrere Familien ihm ihre Kinder zum Unterrichte zu übergeben Lust bezeigten, wenn er dazu nur Zeit gehabt hätte. Doch ward er bewogen, noch den einzigen Sohn des damaligen königlich-preussischen Geheimraths von Berg zu übernehmen. Dadurch waren seine Arbeiten zu stark angewachsen. Er war von Morgen bis zum Abend beständig mit Schulbesuch und Unterrichten beschäftigt. Seine Schularbeiten konnte er nur Abends von 7 bis 10, 11 Uhr machen. Dabey litt seine Gesundheit merklich. In einem Winter wurden besonders seine Augen angegriffen.

Bis 1779 blieb Guts Muths auf dem Gym-

nasium seiner Vaterstadt. Es war damals schon, wie er versichert, eine in mancher Rücksicht recht treffliche Anstalt, und wie viel hat sie nicht späterhin unter *Hermes* und *Eramers* Inspection und des höchst gewissenhaften und gelehrten *Meincke's* Rectorate gewonnen! Im Jahre 1779 bezog er die Universität *Halle*, wo er bis 1782 Theologie studierte. Er hatte wenig Mittel dazu, aber er besaß einen Schatz, der mehr als tausende werth ist, die Kraft, auf hundert Bedürfnisse leicht Verzicht zu thun. Mit jährlichen 60 Thalern lebte er bequem, unabhängig, einzig und allein für seine Bildung; nicht prächtig, wie man denken kann, aber reinlich, und äußerlich durchaus anständig. Der Geist einer sorgsamten Haushaltung kam ihm zu Hülfe. Jede kleine Ausgabe war genau bestimmt, alles beruhte auf sicherer Berechnung. Durch dieses einfache Mittel gelang es ihm, mit äußerst wenigem ganz ohne Sorgen zu leben. Nur im letzten Jahre seines akademischen Lebens brauchte er mehr Geld, und bey seinen Verbindungen in Quedlinburg wars ihm leicht, es zu erhalten.

Sein Brodstudium trieb er mit Eifer, fühlte aber doch sehr bald, daß er nicht im rechten Fache sey. Physik, Mathematik, Geschichte und besonders neuere Sprachen und wissenschaftliche Lectüre füllten alle seine Nebenstunden und sein sechs-

tes halbes Jahr. Im Umgange war er sehr glücklich. Er wohnte in einem trefflichen Hause bey dem Prof. Westphal, im Umgange mit den beyden Brüdern Spalding, dem jüngern Büsching, den beyden Brüdern Troschel, ganz vorzüglich aber mit seinen Schulfreunden, dem jetzigen Medicinal-Rath Kramer zu Halberstadt und dem Hofprediger Starke zu Niederbey Waltenstadt, dem Verfasser der Gemälde aus dem häuslichen Leben. Trapps pädagogische Vorlesungen besuchte er unausgesezt. Mit Starke studierte er gemeinschaftlich Englisch und Italiänisch.

Von Halle zog Guts Muths nach drey Jahren nach Quedlinburg, und lebte bey dem Leibmedikus Ritter, dem er bey dem Abgange auf die Universität versprochen mußte, nach geendigtem Studium zu ihm zu ziehen. Er übernahm jetzt von neuen die Bildung seiner Kinder, gehörte zur Familie, genoß das Glück eines schönen häuslichen Lebens, und fühlte hier von dem Ungemache, über welches so mancher Privaterzieher zu klagen Ursache hat, durchaus nichts. Nur Eine Beschwerde, die jeder Hauslehrer fühlen muß, traf ihn, er hatte zu viele Geschäfte, und seine Gesundheit litt. Ritter, der biederste, trefflichste Mann, den er je kannte, starb ihm und allen, denen er angehörte und die ihn kannten, viel zu früh. Er, ein

blühender, großer, starker Mann, machte seiner Gattinn und G u t s M u t h s im Frühlinge unter blühenden Bäumen die Eröffnung, daß er nicht lange mehr leben würde. Vierzehn Tage darauf raffte ihn ein hitziges Nervenfieber dahin. Die Wittwe, die er hinterließ, war ein Muster von einer lebenswürdigen, trefflichen Frau; sie heirathete darauf den würdigen Consistorialrath und Inspektor Z e r r e n n e r, und starb, betrauert von vielen Guten, den ersten Jänner 1800. Der ehrwürdige Prior H o o g e n zu Wegberg hat ihr in einer eigenen kleinen Schrift ein Denkmahl gesetzt, und in dem 2ten Theile des F u n k i s c h e n Lehrbuchs zum Unterricht der Töchter finden Sie mehrere Lebensnachrichten über sie. Einen ihrer Söhne, der in Schnepfenthal erzogen wurde, und jetzt in Frankfurt a. M. als Erzieher wirkt, kennen Sie längst als einen edlen, lebenswürdigen jungen Mann aus meinen Briefen.

G u t s M u t h s wurde von dieser trefflichen Frau nach dem zu frühen Tode ihres Mannes mit Thränen gebeten, bey ihr zu bleiben. Er versprach's und hielt's, bis er zwey ihrer Kinder mit nach Schnepfenthal nehmen konnte. In Quedlinburg lebte er nach seinem Abgange von der Universität drittheilb Jahre, in fast jeder Rücksicht sehr glücklich. Der vor kurzem verstorbene, auch

als Schriftsteller bekannte, Prediger Cramer war sein väterlicher Freund. Sie lasen bey ihren häufigen Zusammenkünften den Quintilian. Der bekannte Naturforscher und Jugendschriftsteller Goetze schenkte ihm unausgeseht seine Freundschaft, der würdige Hermes sein ganzes Wohlwollen; er hatte in den besten Familien Zutritt, und lebte wiederum bey seinem geliebten Schüler. Im Jahre 1785 hoben die Umstände sein obiges Versprechen auf. Er hatte Aussichten nach Braunschweig durch den Abt Jerusalem; aber Salzmanns Wort: „Sie müssen bey mir bleiben,“ fesselte ihn an Schnepfenthal, als er es 1785 im ersten Entstehen kennen lernte.

Hier lebte er nun seit zwanzig Jahren. Mehrere auswärtige Stellen wurden ihm während dieser Zeit angetragen, von ihm aber ohne weiteres Bedenken abgelehnt, da sein Leben in Schnepfenthal alle Annehmlichkeiten für ihn hatte, die er wünschte. Die Natur, Vorliebe für seine Berufsarbeiten, die Unabhängigkeit, in der er lebte, alles dieß fesselte ihn entscheidend an diesen Platz. Hier fand er auch Muße und Gelegenheit, manche Lücken, die er in seinen Kenntnissen bemerkte, in seinen freyen Stunden auszufüllen. Schriftstellerische Arbeiten nahmen den Rest weg. Es erschienen von ihm nach und nach folgende Schriften:

- 1.) Zusammenkünfte am Atlas, zur Kenntniß der Länder, Völker und ihrer Sitten, herausgegeben für die Jugend. Erster Theil. Gotha, b. Ettinger. 1785. Dieß Buch hatte er schon in Quedlinburg geschrieben. Der zweyte Theil ist nicht von ihm, sondern von einem Schulfreunde, der von ihm einige Bogen Mspt. geschenkt erhielt.
- 2.) Besorgte er 1785 und 86 die Revision einer Übersetzung des Lactanz, die ihm als Erbstück von seinem obengenannten Lehrer Hergt zufiel, und noch nicht ganz beendiget war. Er vollendete die Übersetzung, die bis ins siebente Buch ging. Sie erschien unter dem Titel: Des L. C. Lactantius Religionsunterricht, übersetzt von C. G. Hergt, weiland Rector des Gymnasiums zu Quedlinburg. Quedlinb. b. Ernst, 1787.
- 3.) Unterhaltung für Kinder und Kinderfreunde. 7tes Bändchen. Leipzig b. Crusius, 1786. — Dieß Bändchen ist fast ganz von ihm, nämlich von S. 21 bis 150, und von S. 169 bis 178. Im 8ten Bändchen sind, wenn ich nicht irre, seine Beyträge mit G. bezeichnet.

4.) Reisen der Salzmannischen Böglinge 4ter und 5ter Band 1787.

5.) Allgemeines Sachregister über die wichtigsten Deutschen Zeit- und Wochenschriften. Voran als Einleitung ein raisonnirendes literarisches Verzeichniß aller in diesem Jahrhunderte bis jetzt erschienenen periodischen Blätter u. s. w. Leipzig bey Weygand, 1790. Die Einleitung 360, das Register 573 und 48 S. gr. 8. Die Idee zu dieser Schrift, deren Ausarbeitung höchst mühselig war, gehört Guts Muths ganz allein; aber sie umfaßte ein größeres Unternehmen, das auf die Bitte des Verlegers beschränkt wurde. Guts Muths forderte Beutlern, jetzt Adjunkt in Celle, zur Mitarbeit auf, und konnte dazu keinen bessern Mann treffen. Sie theilten sich in die Arbeiten ganz gleich.

6.) Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Schneepfenthal, im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt, 1793. Eine Schrift, deren Gegenstand der Verf. bey der Ausarbeitung von vorn bis ans Ende begeisterte. Er ver-

sichert, nichts mit größerem Vergnügen geschrieben zu haben.

- 7.) Spiele zur Übung und Erhöhung des Körpers und Geistes u. Ebend. 1796. Noch dieses Jahr erscheint die dritte Auflage davon.
- 8.) Meine Reise im Deutschen Vaterlande aus Thüringen ins Riesengebirge zu den Elbquellen und durch Böhmen ins Erzgebirge u. Breslau, Hirschberg, und Lissa b. Fr. Korn d. ä. 1799.
- 9.) Klines Lehrbuch der Schwimmkunst. Weimar, Industrie-Comtoir 1798.
- 10.) Bibliothek der pädagogischen Literatur, die er bey Perthes im Gotha seit 1800 herausgibt.
- 11.) Mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer, enthaltend eine praktische, auf Selbstbelehrung berechnete Anweisung zur Kunst des Drehens, Metallarbeitens und des Schleifens optischer Gläser. Altenburg, Rink und Schnuphase, 1801.
- 12.) Spielalmanach. Bremen b. Wismanns, 1802.

Überdies stehen von ihm in einzelnen Journalen mehrere Aufsätze; in mehreren Jahrgängen des Thüringer Botens sind die politischen Nachrichten von ihm.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Schnepfenthal unterrichtete er in mehreren Fächern, späterhin beschränkte er sich auf den Unterricht in der Geographie, den er noch immer ertheilt; ferner unterweist er im Schwimmen, und leitet die gymnastischen Übungen. — Im Jahre 1797 trat er mit einer Anverwandtinn der Frau Professorinn S a l z m a n n in eheliche Verbindung, mit der er, zufrieden und vergnügt, im Kreise von mehreren Kindern in fast rastloser Thätigkeit ein gemeinnütziges Leben führt. Seine Kenntnisse sind ausgebreitet. Sein Hang und Genie zu mechanischen Arbeiten ist groß, seine Lebensart einfach und natürlich, sein Charakter schlicht, gerade, brav und fest. Erwarten Sie übrigens, mein Theurer, von mir keine Auseinandersetzung dieses Charakters, und noch weniger eine Schilderung der Verdienste, die sich G u t s M u t h s, theils als Schriftsteller, theils als zwanzigjähriger Mitarbeiter an der Schnepfenthaler Anstalt, um Deutschlands Jugend erworben hat. Er war nicht nur jahrelang mein College, er ist auch mein Freund, und ich muß schon darum schweigen, auch wenn

mich nicht die Besorgniß, seiner Bescheidenheit nahe zu treten, dazu nöthigte. Wollen Sie ihn näher kennen lernen, so besuchen Sie einmahl den achtungswürdigen Mann in seiner artigen, ländlichen Wohnung. Er wird Sie mit Deutscher Geradheit, seine muntere, verständige und gute Gattinn aber mit der ihr eigenen Unbefangenhait und frohen Laune aufnehmen. Ich umarme Sie. Leben Sie wohl!

Im May 1806.

J. Glas.

VIII.

Rudolph Zacharias Beckers Leiden und
Freuden in siebzehnumonatlicher fran-
zösischer Gefangenschaft.

Der in Gotha lebende Hofrath Becker gehört unter die verdienstvollsten Volksschriftsteller Deutschlands. Durch sein berühmt gewordenes Noth- und Hülfsbüchlein, von welchem mehrere hundert tausend Exemplare in Umlauf gekommen sind, und sein Mildheimisches Liederbuch hat er Vergnügen und Nutzen nach allen Seiten hin verbreitet, und durch seinen Reichsanzeiger und die National-Zeitung der Deutschen, so wie durch seine übrigen Schriften viele nützliche Belehrungen und interessante historische Nachrichten ins Publikum gebracht. Er lebte einst zu Dessau, zu jener Zeit, als das Basedowsche Philanthropin daselbst bestand,

und unter andern verdienten Männern auch Salzmann an demselben mitarbeitete. Kurz ehe dieser sich nach Schnepfenthal zog, und eine eigene Erziehungsanstalt errichtete, hatte sich Becker nach Gotha gezogen, wo er seitdem, geachtet von ganz Deutschland, im Schooße seiner Familie lebte, und ein eigenes Haus in der Vorstadt bewohnte. Er ahndete es nicht von ferne, daß nach einem so rühmlich thätigen und segensreichen Leben, wie das seinige war, seine alten Tage noch durch ein großes Unglück und durch gewaltsame Ungerechtigkeiten getrübt und verbittert werden würden. Doch in einer Zeit, wo Deutschland von Französischer Oberherrschaft so oft die tiefste Demüthigung und das himmelschreyendste Unrecht erlitt, mußte jeder Vaterlandsfreund, besonders jeder patriotische Schriftsteller, von Seite des Französischen Gouvernements, das auch über selbstständige Staaten so gern seinen eisernen Zepher hinstreckte, auf das Schlimmste gefaßt seyn, besonders als der Französische Marschall Davoust, den die gegen Hamburgs unglückliche Bewohner in den Jahren 1813 und 1814 bewiesene Grausamkeit auf ewig gebrandmarkt hat, von Napoleon zum Wächter über Nord-Deutschland aufgestellt worden war, und die rechtlich-

sten Männer sich von seinen höchst niederträchtigen Spionen umgeben sahen.

Becker, in dessen Verlage der erwähnte Deutsche Anzeiger und die National-Zeitung erschienen, befaßte sich schon seit Jahren nicht mehr mit der Redaction dieser Zeitschriften, sondern hatte sie zwey wackern Männern übertragen. Als Schriftsteller gab er sich nie mit Politik ab, besonders schwieg er in den letzten Zeiten über alles, was der französischen argwöhnischen Polizey auch nur von ferne mißfallen konnte. Er lebte zwar in dem Lande eines Deutschen Fürsten, dem Napoleon selbst die Unabhängigkeit und volle Souverainität garantirt hatte. Aber schon lange war dieser furchtbare Machthaber gewohnt, auch da zu herrschen und zu richten, wo er hiezu nicht das mindeste Recht hatte. Ein Herrscher, der den Herzog v. Enghien auf fremdem Grund und Boden gewaltsam ergreifen, nach Frankreich schleppen und erschießen; der den Buchhändler Palm, Bürger eines fremden Staates, in diesem Staate selbst militairisch hinrichten ließ, weil er ein Buch verkaufte, in welchem auseinander gesetzt wurde, was die ganze Welt wußte, daß nämlich Deutschland tief erniedrigt sey; der fremde Gränzen und fremdes Eigenthum nach Willkühr so oft verletzte und vielfältig bewies, daß er wohl sein eignes Le-

ben liebe, aber das Leben anderer als eine Bagatelle betrachte: ein solcher Herrscher war überall zu fürchten, und daher verstummten in Deutschland auch diejenigen Schriftsteller, die sonst gewohnt waren, mit aller Offenheit und Freymüthigkeit ihre Stimme zu erheben, wenn ihnen irgend ein Recht der Menschheit hie und da verletzt zu seyn schien. Und so enthielt sich auch Becker als Schriftsteller aller Äußerungen, die bey der Französischen Regierung, und besonders bey dem Groß-Inquisitor Davoust, irgend einer Mißdeutung fähig gewesen wären. Doch dieß schützte ihn nicht gegen die Willkühr und die Grausamkeit dieses Groß-Schergen.

Es war am 30sten November 1811 des Morgens, als Becker an den ältesten seiner damals zu Göttingen studierenden Söhne geschrieben hatte. Da trat ein Fremder in sein Zimmer. Er hatte ihm kaum seine, den allgemeinen Anzeiger der Deutschen betreffende Angelegenheit eröffnet, als Becker ein schreckliches Gepolter auf der Treppe vernahm, und in der Meinung, daß es ankommende Einquartierung sey, die Thür öffnete, um sie in den für solche bestimmten Theil seiner Wohnung zu verweisen. Allein im Augenblick war sein Zimmer von Französischen Cuirassieren angefüllt, die mit ihren Waffen einen Lärmen machten,

als ob sie alles zertrümmern wollten. Ihnen folgte ein mit dem Kreuz der Ehrenlegion gezierter Officier von ansehnlicher Statur und zornigem Gesicht, der ihm mit donnernder Stimme ankündigte: „er käme im Namen und auf Befehl des französischen Gouvernements, sich seiner Person und seiner Papiere zu bemächtigen, und er solle sich unverzüglich dazu bequemen, ihm zu folgen, sonst würde er Gewalt brauchen.“ Becker's Frage nach der Ursache dieses Verfahrens wurde mit Ungestüm abgewiesen. Sein im untern Stocke in der Schreibstube beschäftigter Schwager, Legations-Rath Hennicke, eilte sogleich nach seinem Zimmer, und erhielt auf die Frage, was hier vorgehe? die Antwort: „daß Becker auf Befehl des Kaisers arretirt würde.“ Er mußte sagen, wer er sey, und durfte nun, auf Befehl des Officiers, das Zimmer nicht wieder verlassen, dessen Ausgänge von Cuirassieren mit bloßen Säbeln bewacht wurden.

Drey mitgekommene Polizeybeamte, darunter auch der Judas Ischarioth, der Becker n anfangs durch eine vorgebliche Angelegenheit in seinem Zimmer festgehalten hatte, fielen über seinen Schreibschrank her, zogen alle Fächer heraus, rafften alle Papiere und Briefe zusammen, warfen sie in Körbe, und ließen sie durch Cuirassiere in die vor der

Thüre haltenden zwey Wagen schaffen, wo sie in einen Coffer und ein großes Felleisen eingestopft wurden. Eben so verfuhr man mit dem Tischkasten und einem in der Schlafkammer stehenden Schreibschrank. Aus dem Schreibpulte des jüngsten Sohnes nahm man einen Theil der darin liegenden unschuldigen Schulsachen mit fort. Eine Reise-Schatulle, worin Familien-Angelegenheiten betreffende Papiere befindlich und verborgene Fächer waren, die Becker zeigte, wurde mit allem, was darin war, mit aufgepackt. Das ganze Verfahren geschah in der hastigsten Eile, wozu der Officier seine Gehülffen mit ängstlichem Ungestüm antrieb. Becker mußte sich, nachdem er alle Schlösser geöffnet hatte, eiligst ankleiden, und der Bediente des Befehlshabers stand ihm, nebst einigen Cuirassieren, immer zur Seite. Er nahm einiges Geld zu sich, was der Officier gut hieß, dabey aber nicht zugab, daß der Bediente einen Mantelsack packe, weil dazu keine Zeit übrig sey; Becker mußte sich daher mit etwas in ein Tuch gebundener Leibwäsche und den Kleidungsstücken, die er anhatte, begnügen. Auf seines Schwagers Frage: was er verbrochen habe, und wohin man ihn führen werde? antwortete der Officier: dieß seyen Geheimnisse.

Becker's über das kriegerische Getöse im Hause in tödtliche Angst versetzte Frau hatte zwey Mahl versucht, zu ihm einzudringen, und war mit drohenden Säbeln zurückgewiesen worden. Endlich gelang es ihr, in ein an sein Zimmer stoßendes Kabinet zu kommen, wo sie der Officier selbst mit beyden Händen zurückhalten wollte, bis er auf Hennicke's Vorstellungen ihr erlaubte, sich ihm zu nähern, um Abschied zu nehmen. Sie reichte dem Gatten sein gewöhnliches Frühstück, und hatte — Ehre den deutschen Frauen! — in diesem schrecklichen Augenblicke noch die Fassung, dem fremden Manne, der ihr Herz so tief verwundete, auch ein Glas anzubietthen, das er beschämt ausschlug, indem er sie und ihren Schwager versicherte, daß, wenn Becker unschuldig sey, die Trennung nicht lange dauern werde. Der letztere bezeugte ihm sein Bedauern, daß man seiner Person wegen mehrere hundert Menschen in Bewegung gesetzt hatte, indem er, im Bewußtseyn seiner Unschuld, sich auf eine bloß schriftliche Einladung gestellt haben würde. Unterdessen war sein Handlungsgefährter Lossius in das Haus und in die Gefahr gekommen, bloß weil er fragte, was das Getümmel bedeute, von den Cuirassieren erstochen zu werden, die ihm mit auf die Brust gehaltener Säbelspitze in einen Winkel der Haus-

flur trieben, und bey jeder Bewegung zu erstechen drohten, bis der Officier bey Durchsuchung des Hauses dahin kam, und ihn ins Creditions-Zimmer führen ließ.

Diese räuberischen Gewaltthaten erlaubte sich das französische Gouvernement in einem fremden, selbstständigen Lande, ohne Requisition bey der Gotha'schen Regierung. Es konnte Becker und den Seinigen unter den obwaltenden Umständen nicht in den Sinn kommen, sich dagegen zu vertheidigen, oder sich den Händen der Räuber entziehen zu wollen, weil das ganze Haus mit Cuirassieren zu Pferde umgeben, und alle Ausgänge desselben von vorn und hinten mit abgestiegenen besetzt waren. Auch hatte man die Zugänge zur Stadt durch ausgestellte Posten verwahrt, und auf den Landstraßen nach Erfurt, Schmalkalden und Eisenach Abtheilungen von Cuirassieren als Reserven aufgestellt. So furchtbare Anstalten hatte man für nöthig erachtet, um einem nichts weniger als furchtbaren Greis aus dem Schooße seiner Familie zu entführen, wozu ein halb Duzend Gendarmen mehr als genug gewesen wären.

Becker mußte sich nun zu dem Officier in den Wagen setzen, und dessen Bedienter, ein verkleideter Gendarme, setzte sich auf den Bock, und der Verhaftete glaubte heym Aufsteigen ein Gerassel,

wie von Ketten und Handschellen in seinen Taschen zu hören; auch war der Wagen mit geladenen Pistolen versehen. In den zweyten Wagen stiegen vier Cuirassiere, und so ging der Zug unter Begleitung der aufgestellten Mannschaft fort, und Becker mußte sein Hauswesen und seine Geschäfte verlassen, ohne einige Verfügungen darüber, auf den möglichen Fall seines Todes, machen zu können. Beym Abfahren gerieth sein Bedienter in die Gefahr, von dem Wagen gerädert zu werden. Der obenerwähnte L o s s i u s sprang herzu, um ihn zurück zu reißen. Da haüt ihm ein Cuirassier über den Arm und sticht gerade auf ihn los, so daß er das Leben nur einer schnellen Wendung verdankte.

Becker erhohlte sich bald vom ersten Schrecken. Er war sich bewußt, nichts wider das Interesse der französischen Regierung gethan, gesagt oder geschrieben zu haben, das ein solches Verfahren gegen ihn begründen könnte; er glaubte also, es müsse auf einer dem Marschall D a v o u s t zu Ohren gebrachten Verleumdung beruhen, und da er voraussetzen durfte, man werde ihn einer gesetzmäßigen Untersuchung unterwerfen, so zweifelte er nicht daran, daß sein Unschuld erkannt, und er bald wieder in Freyheit gesetzt werden würde. Der Zug ging nun unter Bedeckung von etwa

50 Cuirassieren bis auf eine Stunde Wegs von G o t h a ; dann wurden sie entlassen und nur ein Unterofficier mit 8 Mann blieben bis Langensalz. Hier wurden, weil sein Führer seine ruhige Ergo- bung bemerkte, auch diese entlassen, und nur die 4 Mann behielten, die im zweiten Wagen folg- ten. Wenn B e c k e r die wegen des seltenen Auf- zuges zusammen gelaufene Menge von Zuschau- ern um Hülfe gegen den gewaltsamen Menschen- raub angerufen hätte, so hätte er hier, während des Umspannens, vielleicht seine Freyheit bewirken können; allein er wollte niemanden in sein Unglück verwickeln, und das Vertrauen auf seine Unschuld erlaubte ihm keinen Versuch zu seiner Befreyung, der ihn verdächtig gemacht hätte. Er half daher selbst unterwegs die Fenster des Wagens verschlie- ßen, wenn sie in eine Stadt kamen, und wo aus- gestiegen wurde, sprach er französisches Deutsch, um dem Wunsche seines Begleiters, daß die Reise im strengsten Incognito geschehen möge, zuvor zu kommen. Er selbst nannte an keinem Thore sei- nen Namen, sondern wies die Fragenden mit Un- gestüm ab, und auf seinen Ruf: „französischer Ober - Officier mit kaiserl. Depeschen“! flogen alle Schlagbäume auf, und die Hüte der Thorsteher herunter! So wurde der 20 Meilen lange Weg ohne Aufenthalt zurückgelegt, indem der Bitte

des Verhafteten um ein Paar Stunden Ruhe nicht gewillfahrt wurde, und am 2ten December früh um 5 Uhr kam man vor — Magdeburg an.

Was Becker hier an Leiden und Freuden erfahren, hat er selbst in einer eigenen Schrift*) ausführlich erzählt, die man nicht ohne die herzlichste Theilnahme an seinem Schicksal, nicht ohne Unwillen gegen den empörenden Despotismus unter Napoleons Regierung, und nicht ohne den wärmsten Dank gegen die Vorsehung lesen kann, welche dieser gräulichen Tyrannen-Herrschaft, zum Glück für ganz Europa, ein Ende gemacht hat. Wir ziehen hier nur Einiges aus dieser Schrift aus.

Becker wurde nach der Citadelle von Magdeburg gebracht, und dem Commendanten derselben, gegen Empfangschein, übergeben. Dieser stellte ihn unter die Aufsicht des Commandanten des Places, und es wurde ihm einstweilen ein

*) Der Titel dieser Schrift ist: N. J. Beckers Leiden und Freuden in siebzehnmönatlicher französischer Gefangenschaft; von ihm selbst geschrieben. Ein Beitrag zur Charakteristik des Despotismus. (Gotha in der Beckerschen Buchhandlung.)

Zimmer im Commandanten-Hause angewiesen. Der Officier, der ihm in diesem Zimmer Platz machen mußte, ließ sogleich die darin befindlichen wenigen Meublen hinaustragen. Becker hatte in zwey Wahl 24 Stunden fast nichts gegessen und geschlafen, und war von der Reise über die Harzgebirge unter beständigem Schneegestöber so abgemattet, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Er legte sich daher auf ein noch dastehendes Bett, und bath den Officier, als er wieder herein kam, ihm diesen Ruheplatz zu erlauben, welches er, nach französischer Art, höflich bewilligte, aber im Hinausgehen der indessen ins Zimmer gestellten Wache zuwinkte, ihn mit vorgehaltenem Bajonett herunter zu jagen. Mit vieler Mühe erhielt er einen Trunk Wein und ein Stück Brod zur Stärkung. Unterdessen war das für ihn bestimmte Gefängniß zurecht gemacht worden, und der Platz-Commandant und Platz-Adjutant begleiteten ihn dahin, und wünschten ihm eine gute Nacht. Ersterer sagte ihm: „die Hausordnung in der Citadelle sey zwar streng, aber liberal; er könne ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens, die er wünsche, verschaffen, nämlich — für sein Geld. Und wirklich hat das Französische Gouvernement Beckern in den 17 Monathen seiner Gefangenschaft nicht einen Bissen Brod zu essen und keinen Strohhalbm

zum Lager gegeben, sondern er hat ganz auf eigne Kosten zehren müssen.

Beck er schlief die erste Nacht sehr gut; aber welche Eindrücke mußten sich beyhm Erwachen in dieser neuen Welt seines Gemüthes bemächtigen! Er lag in einem backofenförmigen Gewölbe, das nur auf zwey Seiten mit senkrechten Mauern geschlossen war, indem dessen Bogen auf den beyden andern den Fußboden berührte. An Licht war kein Mangel. Zwischen den $1\frac{1}{2}$ Zoll starken eisernen Stäben an dem Fenster konnte er die Wälle und sogar die Wimpel der im Elbcanal liegenden Schiffe sehen und zählen. Nur Ein Umstand war betrübt: — die Sonne hatte noch nie einen ihrer Strahlen durch dieses Fenster geworfen, weil es auf der Nordseite der Casematte war. Beym ersten Anblick sah er nicht gleich, wie er in diesen, auf allen Seiten geschlossenen Raum hineingekommen war, da sich nirgends eine Thüre zeigte, bis er bemerkte, daß es mittelst einer im Fußboden angebrachten Fallthüre geschehen. Auch gewahrte er in einem Winkel eine Vorrichtung zum Anschließen unruhiger Bewohner, die für ihn überflüssig war. Er musterte seine mitgebrachten wenigen Sachen, und fand, daß es ihm an manchen gewohnten Bequemlichkeiten fehlte, vorzüglich an Pantoffeln oder warmen Socken. In eine bessere

Schule, alles Ueberflüssige entbehren zu lernen, konnte er nicht leicht verfehlt werden. Seine Mobilien bestanden in einem kleinen Tisch, zwey Rohrstühlen ohne Polster, einem sehr schlechten Bett und einem Leibstuhl, wofür er die Miethe monatlich mit 2 Thalern 2 Gr. preuß. Courant voraus bezahlen mußte.

Schon am ersten Morgen kam der Gefangenwärter erst um 10 Uhr zu Becker, und dieser erfuhr dabey die eigentliche Beschaffenheit seiner Gefangenschaft. Er war nämlich, nach hohem Befehl des Marschall Davoust, dem Gouverneur von Magdeburg und von diesem dem Commandanten der Citadelle als ein Staatsgefangener von äußerster Wichtigkeit übergeben, der au grand secret (mit größter Verschwiegenheit) verwahrt werden, und für den die Herren mit ihren Köpfen haften sollten. Der Gefangenwärter konnte daher nicht zu ihm kommen, wann er wollte, weil der Commandant oder sein Adjutant die Schlüssel zu dem Kerker in der Tasche führte. Nur drey Mahl des Tags wurden die drey schrecklich knarrenden Thüren und Schlösser, die den Gefangenen verwahrten, bald früher, bald später geöffnet, wie es nämlich dem Adjutanten eben gelegen war. Es traf sich in der Folge auch zuweilen, daß eine Mahlzeit übergangen werden mußte, wenn der

lehtere über einer Lustpartie den Gefangenen vergaß, oder daß dieser die Suppe ohne Löffel, das Fleisch ohne Brot und Salz essen, oder einen halben Tag dursten mußte, wenn das leichtsinnige Gesinde des Tischwirthes etwas von diesen Tischbedürfnissen vergaß, und solches nicht auf der Stelle bemerkt wurde. — Zu der Lebensordnung eines Gefangenen *au grand secret* gehörte auch, daß ihm alle Schreib-Materialien und Bücher versagt waren und daß er sich mit dem Sonnenlicht begnügen mußte. Und so wurde denn auch Becker in den Wintermonathen bloß beym Abendessen eine Viertelstunde Licht zu brennen verstattet. Ein solcher Zustand schränkt den Unglücklichen ganz auf sich selbst, auf die Erinnerungen der Vergangenheit, auf die Empfindung seiner gegenwärtigen Leiden und Entbehrungen und auf die Hoffnungen und Besorgnisse der Zukunft ein. Glücklich, wer dann in den ersten Stoff zur Beruhigung findet, die zweyten mit Gleichgültigkeit ertragen lernt, und die dritten dem Glauben an eine höhere Weltregierung unterordnet.

In den ersten Wochen, so lange es Becker kaum zweifelhaft schien, daß man ihn todt schießen werde, unterhielt er sich größtentheils mit der Rückerinnerung an sein mühe- und freudenvolles Leben, von seiner Kindheit an bis zu dessen nun

balb zu erwartendem gewaltsamen Ausgange. Er fand manches zu bereuen, was er mit kälterem Blute besser gemacht, mit größerer Anstrengung gethan, oder mit weniger Hang zur Vielthätigkeit unterlassen haben würde. Allein dieses Selbstergericht erfreute ihn auch durch den Spruch, nicht umsonst gelebt zu haben, und er hatte sich, Gottlob! keine Handlung oder Gesinnung vorzuwerfen, wodurch er das ihn jetzt betreffende Schicksal verdient hätte. Er glaubte also, solches als eine Zü- gung Gottes ansehen zu dürfen, der ihn würdigte, zum Besten seiner Nation, dessen Beförderung sein Leben gewidmet war, auch noch durch seinen Tod mit zu wirken. Er durfte voraus setzen, daß seine mit so großen Zurüstungen geschehene Verhaftung, wenn ihr seine ungerechte Hinrichtung folgte, einen desto stärkern Eindruck auf die Gemüther der Deutschen machen, sie aus dem Schlaf in fremden Ketten wecken, und so die Entwicklung des Freyheitsgefühls und des National-Geistes befördern, und den Augenblick der bey der Härte des unmenschlichen Drucks unausbleiblichen Abwerfung des französischen Joches beschleunigen helfen werde. Diese Ansicht gab ihm den Muth, dem Tode ohne Grauen ins Auge zu sehen, und sich darauf gefaßt zu machen, den letzten Gang als deutscher Mann mit Ehren zu thun. Die

Sorge für seine Gattinn und fünf noch unversorgte Kinder glaubte er der Vorsehung überlassen zu dürfen, welche ihn ohne sein Verschulden in die Unmöglichkeit gerathen ließ, seine Vaterpflichten länger gegen sie zu erfüllen. So beruhigte ihn die Vernunft über sein Schicksal, freudlich ohne ganz Meister der Gefühle des Herzens zu werden, und diese und ähnliche Betrachtungen, die er so umständlich entwickelte, als ob es ein Buch geben sollte, füllten Stunden und Tage der ungestörten Einsamkeit aus. Eine andere Quelle der Unterhaltung eröffnete ihm die Phantasie im Reiche der Möglichkeit und der Dichtung. Er mußte recht auf die Kunst studieren, die Zeit zu tödten. Täglich machte er sich zum Gesetze, wenigstens eine Stunde spazieren zu gehen, nämlich hin und her, wie der Vogel im Käfig, und um dabey weder zu denken, noch zu phantasiren, zählte er die Schritte. Einige Stunden beschäftigte er sich täglich mit der Arithmetik, indem er sich, als sein eigener Rechenschüler, Exempel in den verschiedensten Rechnungsarten aufgab. Er machte Entwürfe zu literarischen und andern Unternehmungen für den Fall, daß ein glücklicher Zufall ihn der Welt wieder gäbe. Auch Untersuchungen über den Bau und Geist der Deutschen Sprache beschäftigten ihn. Er machte Reime, wie sein Vorfahrer v. Trenk, und

schrieb sie mit einem an seinem Taschenmesser befindlichen Pfeifenräumer auf Birkenrinde, die er von seinem Brennholze abschälte. Sonst bediente er sich zu Schreiben eines bald nach dem Eintritte in seine Zelle entdeckten Mittels, das der Aufmerksamkeit seiner Wächter entging. Er erhielt nämlich Tobak, der in geschlagenes Bley oder Staniol gepackt war, und bey'm ersten Anblick des Pakets bemerkte er, daß dieses ihm zur Schreibtafel dienen könne, schnitzte einen hölzernen Griffel dazu, und schrieb darauf, was er wollte, und löschte es mit dem breiten Ende des Griffels wieder aus. Diese Bleyblätter versteckte er sorgfältig in einem in der Mauer befindlichen Mäuseloch, so oft er die äußere Thür des Kerkers knarren hörte, um dieses in seiner Lage unschätzbaren Unterhaltungsmittels nicht beraubt zu werden. Denn der damalige Commandant nahm ihm einmahl sogar den papiernen Ueberzug des Tobakpaketes weg, damit er nicht etwa darauf schreiben möchte, ob er gleich wußte, daß er weder Feder noch Tinte dazu hatte.

Den vierten Tag nach Beckers Ankunft in Magdeburg erschien ein Gendarmerie-Officier in seiner Klaus, als zu seiner vorläufigen Vernehmung beauftragter Commissair, und eröffnete ihm das Verbrechen, dessen er beschuldigt war. Es bestand in nichts Geringerm als — „daß er in

Verbindung mit mehrern geheimen Gesellschaften; oder gar an deren Spitze stehen solle, welche zur Absicht hätten; bey dem bevorstehenden Ausbruche des Kriegs gegen Rußland ganz Deutschland aufzuwiegeln und den französischen Armeen mit gewaffneter Hand in den Rücken zu fallen.“ — Die Gründe, worauf sich diese Beischuldigung stützte, waren keine Thatfachen, keine Anklagen eines nachmahhaften Mannes, keine Zeugen, sondern folgende:

1. ein in der National-Zeitung der Deutschen Nro. 9. vom 11. Febr. 1811 abgedruckter Aufsatz, betitelt: Der deutsche Bund, eine geheime Gesellschaft, worin Becker nach seiner Art im Gewande einer fingirten Geschichte die Deutschen zur Beförderung des Wohlsheyns und der Ehre der Deutschen Nation, zum Gemeingeist, zur Wiederherstellung ihres alten Ruhms, der Biederkeit und Treue, zur Ausbildung ihrer Sprache, zum Wettstreit in der Vervollkommnung der Wissenschaften, Kunst und Fertigkeiten jeder Art, zur Entfagung erkünstelter Bedürfnisse und zur Entfernung gemeinschaftlicher Mißbräuche und Vorurtheile ermuntert. — Nur ein Wahnsinniger oder ein entschiedner Bösewicht konnte hierin Gift und einen staatsgefährlichen Zweck finden. Und doch war dieß der Haupt-Anklage-Punkt.

2. Eine in Nro. 148 vom 7ten Juni 1811 des allgemeinen Anzeigers d. D. eingerückte Anfrage nach einem Recept zu guter sympathetischer Tinte, nebst der in Nro. 194 darauf erfolgten Antwort, die darin bestand, daß auf Klübers im Jahre 1809 erschienene Kryptographie, in der bewährte Recepte zur Verfertigung sympathetischer Tinten ständen, hingewiesen wurde. Offenbar war jene Anfrage bloß gethan worden, um auf das angegebene Buch von neuem aufmerksam zu machen, und es war höchst lächerlich, darin etwas Verdächtiges zu finden.

3. Ein im Novemberheft 1811 der Zeitschrift *Saſon* als Probe aufgenommenes Bruchstück einer Geschichte der Veränderungen Deutschlands und Italiens unter den Regenten des hohenstaufischen Hauses, von Conz. Ein ganz unschuldiger Aufsatz.

Becker konnte sich nicht enthalten, über die Zusammenstellung so ganz fremdartiger Dinge und die daraus gezogene Folgerung laut aufzulachen. Da warf ihm sein Richter einen strengen Blick zu und sprach: „Lachen Sie nicht! es gilt Ihren Kopf!“ Mein Leben, erwiederte jener, steht in der Gewalt des Mächtigen; aber das kann mir niemand wehren, eine so ungereimte Zusammenstellung lächerlich zu finden. — Von diesem Augen-

Glücke an hielt er es für entschieden, daß sein Schicksal voraus bestimmt sey, und daß man ihn ausersuchen habe, durch seinen Tod ein Schreckbild für die noch Deutsch gesinnten Deutschen aufzustellen.

Es wurden nun auch Beckers Brieffschaften und andere Papiere untersucht, deren man eine, über 1 Centner wiegende Menge aus seinem Hause mit nach Magdeburg genommen hatte. Man verfuhr dabey mit der größten Strenge. Das aufgenommene Protocoll wurde fast immer nach dem Verhör nach Hamburg an den Marschall Davoust durch Stafetten geschickt, und es folgten von ihm Instructionen zu neuen verfänglichen Fragen, wodurch dieser argwöhnische Mann Beckern zu entlarven gedachte. Die meisten Briefe des Lettern hatten Bezug auf die Redaction des Anzeigers und der National-Zeitung, die er seit geraumer Zeit nicht selbst besorgt hatte. Indesß gaben sie doch Veranlassung zu manchen lächerlichen, völlig grundlosen Beschuldigungen. Den größten Verdacht hatte Beckers im May 1811 nach Wien gemachte Reise und sein fünf Monathe langer Aufenthalt daselbst wider ihn erregt. Aber niemanden konnte dieß auffallen, der da wußte, daß in Wien seine älteste Tochter von ihm verheirathet sey, die er schon lange nicht gesehen hatte. Auch überzeugte sich sein Inquirent vollkommen von der gänzlich

chen politischen Unwichtigkeit dieser Reise; aber die herzlose Politik konnte und wollte nicht begreifen, daß ein Vater und Großvater der Vereinigung seiner sonst um neunzig Meilen von einander getrennten Kinder und Verwandten fünf Monathe widmen könne, ohne sich mit geheimen Ränken zu beschäftigen. In einer Zeitung wurde erzählt, daß im Sommer 1811 nicht weniger als 34 namhafte Deutsche Gelehrte Wien besucht hätten. Daraus hatte die Ueberflugheit geschlossen, daß daselbst vielleicht der Operationsplan für die große, unsichtbare Armee, die der Französischen den Rückweg aus Rußland abschneiden sollte, verabredet worden sey.

In seinem Inquirenten lernte Becker einen sehr rechtschaffenen Mann kennen, der mit der strengsten Gewissenhaftigkeit in Beobachtung seiner Amtspflicht Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit verband, und dabey hinreichende Kenntniß der Deutschen Sprache und Literatur besaß, um den Gegenstand der Untersuchung im rechten Lichte zu sehen. Dieß flößte dem Inquisiten einige Hoffnung ein, daß doch wohl seine Unschuld würde anerkannt werden. Er erhielt die Erlaubniß, sich schriftlich zu rechtfertigen, und zu diesem Behuf 3 Bogen Papier, die er denn auch gehörig benutzte. Mit heiterm Gesichte der Menschenliebe trat am

16ten Febr. gegen Abend der Inquirent zu ihm, brachte ihm einen Bogen Briefpapier, Feder und Tinte mit der Bottschaft, daß ihm vergönnt worden sey, in des Inquirenten Gegenwart an seine Frau nach Gotha zu schreiben, und sich Geld und was er sonst an Wäsche und Kleidungsstücken bedürfte, unter der Adresse des Gouverneurs schicken zu lassen. Diese unerwartete Nachricht erschütterte seine Nerven so sehr, daß er eine halbe Viertelstunde brauchte, sich in so weit zu fassen, daß er die Feder halten und nur wenige Zeilen aufs Papler bringen konnte. Fast hätte er vor Freude den Ueberbringer der frohen Nachricht an seine Brust gedrückt. Der Brief wurde an den damaligen französ. Gesandten an den herzoglich-sächsischen Höfen, Baron v. St. Aignan, adressirt, der ihn Beckers Frau, mit Äußerungen der innigsten Theilnahme an dem Schicksale der Familie desselben, selbst übergab, und in der Folge die größte Bereitwilligkeit zeigte, sich für dessen Befreyung zu verwenden. Eine eben so frohe Stunde brachte Beckern die mit erster Post eingelangte Antwort von seiner Frau und seinen Kindern, mit der Versicherung, daß alle die Seinigen noch lebten und gesund wären, indem der Balsam der Hoffnung die äßende Wirkung des Kummer's auf die blutenden Herzen gemildert hätte. Dieser Brief, der ihm, wie alle

folgenden, offen übergeben wurde, war durch Säuren gezogen worden, um zu erforschen, ob nichts mit unsichtbarer Tinte zwischen die Zeilen oder auf den Rand geschrieben sey.

Nun wurden auch, auf Befehl des Marschall Davoust, die sämmtlichen, bis dahin von Becker erschienenen Druckschriften untersucht, und gern hätte jener Groß-Inquisitor in ihnen Anklagepunkte gegen den Lettern gefunden. Doch nachdem die ganze Untersuchung, die mehrere Monate lang gedauert hatte, beendigt war, stattete der Inquirent im März 1812 einen gutachtlichen Bericht an Davoust ab, folgenden wesentlichen Inhaltes: „es fänden sich keine Thatfachen vor, die dazu geeignet wären, einen Anklage-Act wegen des Beckern angeschuldigten Verbrechens wider ihn zu formiren, um ihn vor ein Gericht zu stellen. Ubrigens bleibe es dem höheren Ermessen des Gouvernements anheim gestellt, in welchem Lichte es den Aufsatz in der National-Zeitung, der Deutsche Bund betitelt, ansehen werde.“

Bey so bewandten Umständen setzte Becker voraus, man werde ihn nun bald in Freyheit setzen, und träumte von der Genugthuung und Entschädigung, die er von der Gerechtigkeit und Großmuth des Französischen Kaisers erwarten dürfte. Als jedoch Wochen verstrichen, ohne daß etwas

erfolgte, schien es ihm rathsam, ein Testament zu machen, um seine verwaiste Familie vor dem Nachtheil zu bewahren, der für sie daraus entstehen könnte, wenn er, ohne Verfügung über seine Geschäfte und deren Fortführung, vielleicht auf immer von ihr getrennt bleiben sollte. — Ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben an seinen Inquirenten hatte keinen Erfolg. Die Entfernung dieses Mannes, der eine andere Bestimmung erhielt, setzte den Gefangenen in tiefe Trauer. Er fühlte sich nun ganz verwaist und verlassen in seiner Casematte. —

Becker's Unschuld lag offen am Tage. Mehrere fürstliche und andere hohen Personen hatten sich für ihn bey dem französischen Kaiser, seinen Ministern und dem harten Marschall Davoust auf das angelegentlichste verwendet. Aber an der Fühllosigkeit des Französischen Gouvernements scheiterten alle Versuche für seine Befreyung. So lange die Untersuchung dauerte, wurde die Härte seiner Gefangenschaft ohne Milderung fortgesetzt. Wiederholte Bitten um ein Buch zum Lesen, es sey welches es wolle, wurde mit Ja beantwortet, aber nicht erfüllt. Weder der Gouverneur, noch der Commandant, noch der Platz-Adjutant wagten es, seine Bitte zu erfüllen, aus Furcht vor einander. So weit war, besonders bey der Da-

voustschen Armee, daß gegenseitige Mißtrauen gediehen, daß, wo nur drey Officiere beysammen waren, keiner sich eine freye Äußerung seiner Meinung erlaubte, aus Besorgniß, daß einer von ihnen ein geheimer Spion des M. Davoust seyn möchte. Denn dieser unterhielt ein Heer von geheimen Auspähern auf eigne Kosten, um sich durch Entdeckung jedes freymüthigen Urtheils über die Person des Kaisers oder dessen Verfügungen wichtig zu machen. Endlich erhielt Becker, nach öfterem Erinnern, ein nur innerhalb vier Mauern nach seinem Werthe zu schätzendes Bedürfniß — für einen Groschen Maculatur-Papier, und zwar bedrucktes. Dieses bestand in mehrern Bogen aus Michaelis Übersetzungen des alten Testaments, und zwar aus dem Buche der Richter und Samuels. Sobald sich sein Zuchtmeister entfernt hatte, fiel er über diese Augen-speise her, und las die Geschichte von Simson und David, die er von seiner Jugend her noch auswendig wußte, drey Mahl nach einander durch, mit einer entzückenden, bloß sinnlichen Befriedigung des See-Organ's, wie wenn der Magen nach langem Hunger mit Speise gefüllt wird. Bey einer spätern Bestellung von Maculatur brachte ihm die Aufwärterinn ein dickes Bündel alter Zeitungen von 1809 und 10, die ihm reichliches Augen-

futter versprochen. Allein man nahm sie ihm den andern Morgen, bis auf wenige Blätter, wieder weg, mit dem Bedeuten, man könne ihm so vieles Papier nicht in den Händen lassen. — Nach wiederholten Bitten bewilligte man ihm endlich, sich Kries Anleitung zum Rechnen für Geübtere im Buchladen kaufen zu lassen, und sich einer Schiefertafel zu bedienen. Nun war er auf mehrere Wochen hinaus so glücklich, als er seyn konnte, und rechnete alle Aufgaben des gedachten Buches aus.

Nach Beendigung der Untersuchung ließ allmählich die Strenge nach, mit der man ihn während derselben behandelt hatte. Der Gouverneur, Graf Michaud, schickte ihm nun selbst Bücher zum Lesen. Auch durfte er sich aus einer Leihbibliothek so viele Bücher kommen lassen, als er wollte, und er durchlas daher binnen zehn Monathen 260 Bände, meistens Romane und Schauspiele, um der wirklichen Welt in der erdichteten zu vergessen. Man erlaubte ihm nun auch, Schreibmaterialien zu haben, und ermunterte ihn, fleißig an seine Familie zu schreiben, nur mußten seine Briefe vom Gouverneur gelesen werden. Er verschrieb sich ein Exemplar seines Noth- und Hilfsbüchleins und arbeitete an der Verbesserung desselben.

Vom Monath März an bis zum August, während des Durchzugs der Französischen Heere nach den Gräbern in Rußland, erschien fast wöchentlich ein neuer Commandant von Magdeburg. Die meisten derselben bezeugten Becker'n eine menschenfreundliche Theilnahme. Er durfte ihnen nur den Urheber seines Unglücks nennen, so hielten sie ihn für unschuldig, und belegten diesen mit Schimpfnahmen und Verwünschungen. —

In der Abenddämmerung eines schwermüthigen Tages stimmte ein neuangekommener Unglücksgefährte in der Casematte neben Becker auf der Flöte die Melodie des Volksliedes: Freut euch des Lebens! an. Für die Empfindungen, womit dieses von dem letzten im Kreise seiner Kinder und lieber Freunde oft gesungene Lied seine Brust überfüllte, gibt es keine Worte — ein Strom von Thränen machte dem beklemmten Herzen Luft. Zwey Stimmen sangen nun auch zu der Flöte das ganze Lied: Freut euch des Lebens! in einen Kerker, wie der seinige, und noch schlimmer — auf einem Strohlager! Sie sangen dann noch andere Lieder aus Becker's Mildheimischen Liederbuche, und thaten dieses jeden Abend. Sonntags Morgens sangen sie: Wach' auf mein Herz und singe! dann: Wer nur den lieben Gott läßt walten; oder: Befiehl

du deine Wege. Becker sang mit, konnte aber vor Kührung seine Stimme nie laut genug erheben, um seinen Nachbarn hörbar zu werden. Einmahl sangen sie: Nun danket alle Gott! vermuthlich für die wieder erlangte Freyheit. Er gönnte ihnen diese von Herzen, betrauerte aber den Verlust der Freunde, die ihm ihre Tröstungen mittheilten, und fühlte sich wieder ganz verlassen.

Den Winter über war seine Gesundheit ohne bedeutenden Anstoß geblieben, nur fühlte er allmähliche Abnahme an Kräften, und sah an dem zunehmenden Fallen seiner Hände, daß magere Kost nicht fett macht. Aber bey dem Eintritte des Frühlings empfand er die Wirkungen des Aufenthaltes in der eingeschlossenen, feuchten, von keinem Sonnenstrahl erwärmten, fast mephitischen Luft, in der er lebte. Er bekam rheumatische Übel, zu denen sich Fieberanfälle gesellten, welche die Hülfe des Arztes erforderten. Als ihm am 26sten August der Gefangenwärter seine Mittagsuppe brachte, und er vom Bette aufgestiegen war, ihm die unbehülfsiche Fallthür aufheben zu helfen: so riß in demselben Augenblicke der daran befestigte, oben über Rollen gezogene Strick entzwey, an dessen anderem Ende eine große Bombe als Gegengewicht hing, ohne welches zwey Männer sie nicht in die Höhe zu bringen vermocht hätten.

Becker war zu schwach, die Thüre aufrecht zu erhalten, sie fiel nach seiner Seite zurück, schmetterte ihn nieder, mit dem Kopfe gegen die Mauer und die scharfe Ecke derselben zerschlug ihm das rechte Schlüsselbein und quetschte den Oberarm. Der vom Schrecken leichenblasse Wärter eilte um Hülfe, indessen Becker die Suppe mit der linken Hand zum Munde brachte, bis der Arzt und Wundarzt in Begleitung des Commandanten erschienen, und den Schaden untersuchten. Es fand sich, daß die Quetschung des Arms wenig zu bedeuten habe, und der Bruch des Schlüsselbeines leicht zu heilen sey, jedoch, nach der Erklärung der Ärzte, nur unter der Bedingung, daß der Gefangene seinen Aufenthalt veränderte und in ein gesünderes Zimmer gebracht würde. Die Operation geschah auf möglichst geschickte Weise. Noch an demselben Tage bezog er ein ordentliches Zimmer in der freyliegenden, mit Linden und Akazien umpflanzten Wohnung des Commandanten, Capitain Perrier, der bereits sein Freund geworden war. Die Heilung des gebrochenen Arms ging glücklich von Statten. Die deutschen Ärzte Voigtel und Pohl, nahmen nichts für ihre Bemühungen an; aber das französische Gouvernement ließ den Gefangenen die Apotheker-Rechnung bezahlen.

Becker lebte nun wieder unter Menschen, hatte mehr Gesellschaft, als ihm zuweilen lieb war, weil ihn der Commandant immer um sich haben wollte, und ihn an allen Besuchen, die er erhielt, Theil nehmen ließ. Er konnte, so oft und lang er wollte, sich innerhalb der Citadelle im Freyen bewegen, und begleitete den Commandanten auch auf Spaziergängen. Dabey machte er Bekanntschaft mit einer Menge Französischer Officiere von allen Graden, und fand darunter manchen gebildeten und menschlich fühlenden Mann. Officiers-Frauen, die zuweilen mitspeisten, waren so gefällig, ihm die Bissen vorzuschneiden, wenn sie sahen, daß er nur die linke Hand brauchen konnte. Ein angesehener Stabs-Officier schickte ihm während der Krankheit Kraftbrühen aus seiner Küche und brachte ihm oft selbst den *Moniteur* oder andere Französische Zeitungen zu lesen. In dieser bessern Lage blieb er beynahe sieben Monathe, und erhohlte sich vollkommen von seiner vorigen Kränklichkeit. Und nun bewilligte der Gouverneur auch, daß seine Söhne während der Ferienzeit im September ihn besuchen durften. Der Tag ihrer Ankunft ließ sich nicht bestimmen. Eines Morgens, da er mit dem Commandanten frühstückte, wurde ihm angekündigt, daß ihm etliche Fremde zu sprechen verlangten. Er sprang die

Treppe hinunter, und sah die geliebten Söhne alle drey unter den Linden auf einer Bank sitzen und Thränen des heftigsten Schmerzes herabrollen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen Vater und Kinder einander umarmten. Die liebevolle Freundlichkeit des Commandanten, mit der er die Lettern aufnahm, und die erträgliche Lage, in der sie den Vater antrafen, besänftigte allmählich ihre Wehmuth, bis sie sich in Worte ergießen konnten. Die guten Kinder, der jüngste von 13 Jahren, hatten den Weg nach Magdeburg von 20 Meilen in drey Tagen zu Fuß gemacht, um den zehn Monathe vermißten Vater zu sehen; sie blieben drey Tage bey ihm; aber es waren keine Freudentage. Becker ruft dabey aus: „O Napoleon, den Schlachtfelder nicht rühren, könntest du nur den tausendsten Theil der Schmerzen mitfühlen, womit deine Herrschsucht Millionen schuldloser Vater-Mutter- und Kinderherzen zerrissen hat, du hättest längst der Welt den Frieden wieder gegeben!“

Drey Bittschriften Beckers an Napoleon blieben unbeantwortet und ohne Erfolg. Zu Anfangs Februars 1813 kam Davoust selbst nach Magdeburg, und der Gouverneur hatte mit ihm Beckers wegen einen heftigen Wortwechsel. Die Folge davon war, daß dieser wieder in eine

Casematte ziehen mußte, seinen Tisch übrigens fortwährend bey dem Commandanten hatte. Auf wiederholte dringende Vorstellungen seiner Freunde schrieb er an Davoust selbst. Aber er erhielt keine Antwort, und der Marschall verließ bald darauf Magdeburg zur großen Freude der Französischen Besatzung sowohl, als der Einwohner, von welchen während seiner Anwesenheit in der Nähe seiner Wohnung auch nicht zwey Personen stehen bleiben und mit einander sprechen durften, ohne von der Polizey weggewiesen zu werden.

Im März 1813 wurden alle Gefangene, auf Befehl des neuen Gouverneurs Haxo, aus der Citadelle weggewiesen. Becker kam nun in ein Stadtgefängniß hinter den Dom am Wall, das von außen und innen einer Räuberhöhle ähnlich sah. Unter demselbigen Dache saßen drey Posträuber, eine Brandstifterinn und etliche zum Tode reifen westphälischen Ausreißer. Indesß durfte er sich hier alles nach Bequemlichkeit einrichten, und sein Zustand hatte manches Angenehme. Auch fing er an, Hoffnung zu schöpfen, daß Deutschland und seine Erlösung vielleicht nicht mehr ferne sey. Und diese Hoffnung täuschte ihn nicht. —

Am 29sten April Vormittags stürzte Beckers bidrer Freund Arnould wie ein Betrunkener in sein Zimmer, forderte mit größtem Unge-

stüm ein Blatt Papier, und schrieb in solcher Eile einige Zeilen darauf, daß sie nicht zum Lesen waren. Es war der Befehl an den Gerichtsfrohn: daß Becker frey sey. Mit hellen Thränen reichte er diesem das Papier, fiel ihm um den Hals und rief aus: „Gott im Himmel sey gelobt! Sie sind frey, und das ist noch nicht alles. Da warten auch Leute, die ihnen Glück dazu wünschen wollen.“ — „Herauf!“ schrie er nun zur Thür hinaus. Da flogen Beckern seine beiden ältern Söhne in die Arme. Sie waren die Engel, die dem Vater die frohe Bottschaft brachten, und ihn heim zu hoblen kamen. — Solche Augenblicke des Gefühls wiegen Jahre von Leiden auf, und — sind nicht zu beschreiben.

Der eine Sohn erzählte nun, auf welche Art des Vaters Freylassung bewirkt worden sey. Als Napoleon vor der Schlacht bey Lützen im Jahre 1813 durch Gotha passirte, wollte Beckers Gattinn alles versuchen, ihn zu sprechen und für ihren Mann zu bitten. Der kaiserliche Wagen kam an. Der Herzog von Gotha näherte sich dem Schlage, um den Kaiser zu sprechen. Es galt Eile. Frau Becker riß sich von dem Sohne, der einen Zugang suchte, mit den Worten: „nein, ich warte nicht länger!“ los, stieß den vorstehenden Gendarmen zur Seite, stand mit einem Sprun-

ge vor dem kaiserlichen Wagen, und überreichte dem Kaiser hastig das Gesuch. Aber in dem Augenblick verließen sie auch ihre Kräfte; von wechselnder Angst und Hoffnung erschöpft, sank sie laut jammernd zu Boden. Es war ein herzzerreißender Anblick, die verzweifelte Gattinn von Liebe getrieben im Staube vor dem Herrscher, in dem sie den Urheber ihres Unglücks hassen mußte. Der Kaiser hatte die Schrift genommen, und, während er sie entfaltete, sich zum Wagen herausgelegt und den Herzog von Gotha gefragt, wer die Frau sey? Ehe dieser sie erkannte, sah der Kaiser in das Papier, und sagte sogleich: ach, ich weiß, was es ist! — Freundlich wandte er sich darauf zum Herzog und bath ihn, Beckers Gattinn die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkünden. Freudig gerührt, hob der Herzog selbst dieselbe auf, und wünschte ihr Glück zur Befreyung ihres Gatten. In demselben Augenblicke erscholl auch schon von der herbeygeströmten Menge ein allgemeines: Es lebe der Kaiser! wie ihm vielleicht nur wenige so aus Herzens-Grunde gerufen wurden. Frau Becker war außer sich, und wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte? Der Kaiser legte sich noch Ein Mal freundlich zum Wagen heraus, und sagte auf Französisch: Ihr Mann wird zurückkehren, aber sagen Sie ihm, daß er sich

künftig klüger benimmt, und sich nicht mehr in die Angelegenheiten der großen Mächte mischt — Worte, die deutlich zeigten, wie sehr gehässige Verleumdung Beckern angeschwärzt haben mußte, wie irrig des Kaisers Vorstellung von dessen Art, zu wirken, war, und wie er seine Freylassung nur als ein Werk seiner Gnade angesehen wissen wollte. Das nochmahlige: Es lebe der Kaiser! von Seiten der versammelten Menge schien ihm Freude zu machen; vielleicht im seltenen Bewußtseyn einer That der Gerechtigkeit, und in dem Gefühl, wie leicht es Fürsten werde, durch Ein Wort sich und Hunderte um sich her zu beglücken.

Becker vertauschte nun sein Gefängniß noch denselben Tag mit einem Zimmer im Gasthose, wo seine Söhne abgetreten waren. Er machte mehrere Besuche in Magdeburg, und erhielt überall die rührendsten Beweise von Theilnahme und Freundschaft, und genoß die Freuden der Geselligkeit wieder im Kreise biderer Deutschen von wissenschaftlicher Bildung mit unbeschreiblichem Vergnügen, nachdem er siebenzehn Monathe lang auf die Unterhaltung mit fremden Kriegern beschränkt gewesen. Am vierten Tag kam der officiële, durch einen Zufall verspätete Befehl zu seiner Heimreise. Auch jetzt noch gaben

ihm Französische Officiere Beweise von Herzensgüte, und es entfielen ihm Thränen der Wehmuth bey einer Trennung, wo er die höchste Ursache zu lautem Jubel hatte. —

Die ganze Wonne der Freyheit empfand er nun erst, als er den letzten Schlagbaum der Außenwerke von M a g d e b u r g in Rücken hatte. Es war eine körperliche Empfindung damit verbunden, nicht anders, als ob sich die Brusthöhle auf Ein Mahl erweitere, und eine Menge frischer Lebensluft die Lunge durchdränge. Der Morgen war heiter, ihn umschloß statt enger Mauern der weite blaue Himmelsbogen, die Erde unter ihm im ersten Frühlingskleide, zwey seiner Liebsten saßen ihm zur Seite, die andern alle sah er schon im Geiste die Arme nach ihm ausstrecken. Er fühlte, daß ein Gott ist, der den Menschen durch Leiden zur höchsten Seligkeit erhebt. Seine Dankgefühle fanden keine Worte, nur Thränen und Blicke nach oben. So feyerte der Vater mit den Söhnen in stiller Andacht seine Auferstehung zu neuem Leben und Wirken, unter den Lobgesängen der Frühlingslerche.

Beckers ungerechte Verhaftung und Behandlung hatte mitgewirkt, das Gefühl des Unwillens über den Französischen Despotismus, der auf ganz Deutschland lastete, zu erhöhen, wel-

des endlich unerträglich werden und früher oder später das hervorbringen mußte, was, Gottlob! ein Jahr darauf geschehen ist. Von der ersten Post-Station bis zur letzten wurde Becker überall mit herzlichsten Freudenbezeugungen empfangen, wie ein lang vermisteter Freund; die Postillions äußerten ihr Vergnügen, den Geretteten zu fahren, durch Blasen und Eile ihn dem Ziele seiner Wünsche zu nähern, und überall fand er in dem Posthause alte und neue Freunde versammelt, die ihm zu seiner Erlösung aus der Gewalt der Unterdrücker der Deutschen Freyheit Glück wünschten. Am feyerlichsten geschah dieß zuletzt in Langensalza, wo ihn der bidere Posthalter fast aus dem Wagen ins Zimmer trug, das sich bald ganz mit den angesehensten Einwohnern der Stadt anfüllte. Ein Sächsischer Officier kam im Galopp herbei gesprengt, und erklärte ihm: er sey der Stadt-Commandant, und komme im Nahmen der ganzen Bürgerschaft ihm die Theilnahme zu bezeigen, die jedermann an seiner Befreyung nehme. Als B. abfuhr, rief der Posthalter dem Kutscher zu: Nun fahr, was das Zeug hält, daß der Mann keine Minute später zu den Seinigen kommt, als es seyn muß.

Beckers Ankunft in seinem Hause geschah am fünften May in der Mitternachtsstunde. Die

Sprache ist zu arm, die Scenen des Wiedersehens, die es nun gab, zu beschreiben. Freudenvoll war für ihn der Wiedereintritt in das gesellschaftliche Leben in G o t h a. Mit mehr als herablassender Huld wurde er von dem Herzoge und allen Gliedern des Herzoglichen Hauses empfangen, und von den Mitbürgern aller Stände erhielt er Beweise von wahrer, herzlicher Theilnahme und Freude, die dazu geeignet waren, das Andenken an die erlittenen Kränkungen und Widerwärtigkeiten sehr zu schwächen. Sein erster Ausflug in die Umgebungen war nach G e o r g e n t h a l, zu seiner dort lebenden einzigen Schwester und ihrem redlichen Gatten, dem verdienstvollen Amtmann J a c o b s. Als die Freunde hier den Abend im traulichen Familienkreise der Erinnerung an die trübe Vergangenheit und den Aussichten einer heiterern Zukunft widmeten, kamen die Dorf-Musikanten unter das Fenster, und bliesen das Lied: N u n d a n k e t a l l e G o t t!

Das schändliche Verfahren des Französischen Gouvernements gegen B e c k e r hat die Achtung, die Deutschland für ihn hegt, erhöht, und die Zahl seiner Freunde im In- und Auslande vermehrt. Was ist dagegen aus seinen Verfolgern und Peinigern geworden? Der Herrscher, vor dessen Macht und Strenge nach allen Seiten hin

Millionen zitterten, ist von der Höhe herabgestürzt, auf der er stand, und Davoust, der Befürchtete, lebt nun, mit dem Fluche vieler Tausende, die er drückte und quälte, belastet, fern von dem durch ihn gemißhandelten Deutschland in schmällichem Ingognito. So ereilt am Ende die Rache des Himmels die, die Böses thun. —

IX.

Johann Philipp Palm.

Johann Philipp Palm, gehört zu jenen Unglücklichen, die als Opfer des französischen Despotismus unter Napoleons Regierung fielen. Er war Buchhändler und Inhaber der Steinischen Buchhandlung zu Nürnberg, Gatte und Vater von mehrern Kindern. — Der französische Kaiser maßte sich bereits im Jahr 1806 gegen Deutschland und dessen Fürsten ein Benehmen an, das jeden aufgeklärten, gutgesinnten Deutschen empören mußte. In mehrern Deutschen Ländern schalteten und walteten seine Truppen nach Gefallen, und sogen alles aus, wo sie lagen. Da erschien in Frühjahr des gedachten Jahres eine Flugschrift: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Sie machte auf das Elend aufmerksam, das die Franzosen über Deutschland gebracht hatten, und wies auf die Gefahren hin, welche diesem Reiche

drohten. Übrigens wäre sie ohne Wirkung geblieben und bald vergessen worden, wenn nicht der überall Gefahr fürchtende Herrscher Frankreichs auf sie ein so großes Gewicht gelegt und ihr dadurch eine nicht geringe Celebrität verschafft hätte. Sie enthielt manche übertriebene Schilderungen und Äußerungen; manches harte Wort, aber eine Aufforderung zum Aufstand, zum Mord, zur Insurrection konnte nur ein wilder Despot darin finden. — Man beschuldigte die oben erwähnte Steinische Buchhandlung, die gedachte Schrift versandt zu haben. Statt den Inhaber derselben, Palm, deshalb vor seiner Behörde zu belangen, kam von Paris der Befehl, ihn militärisch zu verhaften und zu richten. Ohne Requisition bey seiner Regierung wurde Palm von französischem Militaire, das in seiner Gegend lag, in Nürnberg arretirt, nach Ansbach und von da nach Braunau gebracht, und als Staatsverbrecher behandelt. Alles wurde angewandt, seine Befreyung zu bewirken, und sein Leben zu retten. Aber sein Tod war in Paris beschlossen. Der französische Kaiser wollte durch seine Hinrichtung den Deutschen Schriftstellern und Buchhändlern Schrecken einjagen, und dadurch jedes freymüthige Wort über ihn unterdrücken. Die in Braunau aufgestellte Militair-

Commission verurtheilte daher mit großer Eile und mit Beseitigung mancher vorgeschriebenen Formalitäten den Bürger eines fremden, unabhängigen Staats, den unglücklichen Palm am 26. August 1806 zum Tode, weil er, wie es im Urtheile hieß, Schandschriften verbreitet habe, welche wider den Kaiser und seine Armeen erschienen und in der Absicht verfaßt wären, die Einwohner des südlichen Deutschlands zur Meuterey, Aufstand und Mordmord gegen die französischen Truppen, und diese zum Ungehorsam und zur Pflichtvergessenheit zu verführen. Palm glaubte sich hinlänglich gerechtfertigt zu haben, und erwartete seine Freysprechung. Anstatt dieser wurde ihm das über ihn gefällte Todesurtheil bekannt gemacht, und schon nach drey Stunden vollzogen. Mehrere der Officiere, die Mitglieder jener Militär-Commission gewesen waren, bezeigten nachher über diese ausdrücklich v o r h i n e i n befohlene Verurtheilung den tiefsten Unwillen. Ja einer derselben zerbrach nach seiner Rückkehr in sein Quartier seinen Degen und schwur, eher zu sterben, als sich wieder zu einem solchen Henkersknecht gebrauchen zu lassen.

Palm's Ermordung machte nach allen Seiten hin die größte Sensation, und erregte einen allgemeinem Haß gegen den Mörder desselben.

Der trostlosen Gattinn suchte man natürlich seinen Tod, so wie die Art desselben so lange als möglich zu verbergen. Ihre Lage, als die Wahrheit endlich durchdrang, und sie seine Ermordung erfuhr, kann jedes fühlende Wesen sich denken.

Jetzt wurde ihr endlich der von dem Ermordeten eine halbe Stunde vor seiner Hinrichtung an sie geschriebene nachstehende Brief eingehändigt:

„Herzens Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

„Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militairgericht über mich, nachdem ich nur zwey Verhöre hatte, und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte; ich sagte was ich wußte, daß höchstens nur pr. Expedition zufälliger Weise dergleichen könnten versendet worden seyn, aber nicht mit meinem Willen und Wissen.“

„Auf dieß richtete man mich vom Leben zum Tode ohne Defensor. Ich bath mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.“

„Dir Herzens = Frau sage tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott, und vergesse mich nicht.“ —

„Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich, und sie.“

„Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerinn und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.“

Nochmahls lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

„Dein

„herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater,
Johann Philipp Palm.“

„Braunau, im Gefängnisse, am 26. August 1809. Eine halbe Stunde vor meinem Ende.“

Zu gleicher Zeit empfing sie von dem dasigen katholischen Geistlichen, der den unschuldig Ermordeten zum Tode vorbereitet und begleitet hatte, (Hrn. Thom. Pöschel, später in Salzburg) das nachstehende Schreiben, welches, wenn es auch nicht interessante Details über die letzten Lebensstunden des Unglücklichen enthielte, schon als ein Denkmahl der guten Gesinnungen des Verfassers aufbewahrt zu werden verdient.

„Braunau am 4ten September 1806.

„Hochschätzbarste Frau!“

„Mit innigstem Schmerz benachrichtige ich Ihnen das traurige Loos Ihres besten Herrn Gemahls. Wäre ich dieser schweren Pflicht enthoben, wie glücklich würde ich mich schätzen! — Allein Freundschaft, gegebenes Wort und Handschlag verbinden mich zu diesem traurigen Geschäfte. In

vollern Vertrauen also, daß Sie in der Standhaftigkeit, in der Unterwerfung und innigsten Ergebenheit gegen Gottes unbegreifliche, aber doch allezeit heilige und anbethungswürdigste Tugenden Ihrem Herrn Gemahle vollkommen gleichen, erfülle ich mit gegenwärtigem mein Versprechen. — Ihr liebster Gemahl ist nicht mehr! — Während eines Aufenthalts von vier Tagen in hiesigem Staatsgefängnisse, hatte er zwey Verhöre, den 24ten und 25ten August; wo er von einer eigens hiezu bestellten Militairkommission, einer absichtlichen Verbreitung politischer Broschüren wider Frankreich und dessen Kaiser beschuldiget und deßhalb zu Tode verurtheilt wurde; welches am 26ten um 11 Uhr Mittags geschah, und um 2 Uhr darauf vollzogen wurde."

„Nach Verlesung seines Urtheils bath er sich einen Geistlichen aus, der ihm denn auch in meiner Person bewilligt wurde. Ich säumte nicht, diesem zwar höchst traurigen, jedoch für einen solchen Unglücklichen dennoch tröstlichen Rufe zu folgen, und verfügte mich in Gesellschaft eines meiner Herrn Kollegen, nach erhaltenem Erlaubsscheine, ins Gefängniß, und traf ihn ganz betroffen, dennoch aber bey voller Gegenwart des Geistes an. Er gewann mich lieb und schenkte mir unter den wärmsten Freundschaftsküssen und Umarmungen sein

innerstes Vertrauen, übergab mir die zwey Ringe an Sie zum Angedenken und eine silberne Sackuhr für seinen lieben Sohn." —

„Wir suchten ihm unter verschiedenen trostreichen Gesprächen seine letzten Lebensstunden so viel möglich erträglich zu machen. Wie er denn auch nach und nach ganz ruhig und in Gott ergeben, sein höchst unglückliches Schicksal zu ertragen immer bereitwilliger wurde." —

„Den größten Schmerz und die häufigsten Thränen verursachte ihm die so schnelle und immerwährende Trennung von seiner innigst geliebten Gattinn und Kindern, und das traurige Loos, in welches selbe durch seinen Tod versetzt wurden." —

„Er empfahl mir vorzüglich das weiße Tuch mit rothem Streife an der Einfassung wohl aufzubewahren, und es Ihnen, meine Theuerste, so wie es ist, ohne selbiges zu reinigen, sicher zu übermachen, indem er seine letzten Thränen als Beweise seiner bis ans Ende gehegten Liebe und Treue gegen seine Gattinn und Kinder darin aufbewahrte, mit dem Beseße, daß dieß Ihnen in Ihrem Leben das größte und letzte Kleinod seyn wird, welches ich denn in dem letzten Augenblicke vor seinem Tode zu mir nahm, und nebst den übrigen Sachen aufbewahrte." —

„Bey allem Unterschiede unserer Religionsbekenntnisse, das er mir gleich anfänglich redlich eingestand *), war ihm unser Antrag (ob ihm unsere Gegenwart und Zuspruch bey diesen so wichtigen Augenblicken angenehm, tröstlich und aufmunternd sey, widrigenfalls wir ihn nicht im geringsten belästigen würden) äußerst willkommen, und er gab unsern allgemeinen und menschenfreundlichen Vorstellungen williges Gehör, indem wir ihn in seiner von Jugend auf gehegten Überzeugung, und mit Frömmigkeit ausgeübtem Religionsbekenntniß, der strengsten Toleranz und christlichen Bruderliebe gemäß, nicht im geringsten stören wollten. — Er trug mir auf, Ihnen seine zwey Lieblingslieder, nämlich: Alles ist an Gottes Segen 2c. und: Gott Lob, nun ist es wieder Morgen 2c., welche er uns im Gefängnisse zu wiederhohltten Mahlen mit größter Inbrunst vorbetete, zu notificieren, daß Sie selbe Ihren Kindern lernen und lebenslänglich empfehlen möchten, und versicherte, daß selbe ihm in seinem ganzen Leben, besonders aber an seinem letzten Morgen am 26ten August und letztern zwey Stunden vor seinem Tode wirklich den größten Trost und Beruhigung verschafften.“ —

*) P a l m war Protestant.

„Er äußerte auch ein Verlangen, das heilige Abendmahl nach seinem Religionsbekenntnisse zu empfangen, welches aber aus Mangel eines Geistlichen von seiner Religionsparthey nicht geschehen konnte. Indessen beruhigten wir ihn in diesem Stücke vollkommen mit der Vorstellung, daß unser Herr und Heiland gewiß bey denen ist, die ihn suchen und ihm im Leben und im Tode gleichen, wie es bey ihm ganz vorzüglich der Fall ist.“ —

„So naheten die letzten Minuten seines Lebens unter freundschaftlichen Gesprächen und trostreichen Religionsvorstellungen unvermerkt heran. Er versprach uns auch mit Hand und Mund, daß er seinen Feinden und Mördern und wer immer auf eine Weise Schuld an seinem Tode wäre, vollkommen verzeihe; so wie er wünsche und hoffe, vom himmlischen Vater Vergebung zu erhalten.“ —

„Er empfahl Sie, meine Beste! und seine Kinder dem besondern Schutze des Allerhöchsten, der an ihnen Vaterstelle vertreten möchte; worüber wir ihn auch beruhigten.“

„Da wir bey der Kommandantschaft um Verlängerung seiner Lebensfrist, wenigstens auf einige oder doch einen Tag, wiederholt und dringendst, aber ganz vergeblich flehten, indem uns die Strenge und Unverletzbarkeit der Gesetze (!!!) vorge-
schützt wurde: so begleiteten wir ihn dann auf

sein eigenes Verlangen bis an die Stelle, wo er als Opfer fallen sollte."

"Alles, groß und klein in unserer Stadt, jammerte und weinte laut, obwohl ihn kein Mensch noch sah und kannte; dessen wir ihn auch noch im Gefängnisse zu seinem Troste versicherten, daß er ja nicht als ein Missethäter angesehen würde. Selbst viele von den Fremden bekannten, daß sie nie eine solche Betrübniß fühlten. Und was muß ich erst von mir sagen, da ich sein innigstes Vertrauen genoß, und alle die Küsse noch auf meinem Munde trage, die er Ihnen, meine beste, unglückliche Frau! seinen Kindern und Freunden zudachte." —

"Heute, als den 30sten, wo ich diesen Brief entwarf, ist der erste Tag, wo ich mit einigem Gedeihen Speisen zu mir nehmen kann; ich war in größter Gefahr zu erkranken. — Gottlob, nun ist es wieder besser um mich." —

"Ich hätte früher an Sie geschrieben, wenn ich nur eine Seele in Ihrer Vaterstadt gekannt hätte."

"Auch erhielt ich erst den 30. August von der Commandantschaft, nach vielen Anfragen und Bemühungen, aus besonderer Begünstigung, die Erlaubniß, seine zurückgelassenen Sachen, die er mir im Gefängnisse anvertraute, worunter auch

ein versiegeltes Päckel Geld befindlich ist, auf die sicherste Weise an Sie übermachen zu dürfen; worüber ich einen Beglaubigungs - Schein erhielt."

"Ob ich dieselben nun entweder über Passau durch die Palmische Buchhandlung, oder durch die Deligence gerade an Sie abschicken sollte, erwarte ich nächstens von Ihnen einen Wink."

"Theuerste Frau! trennte uns nicht ein so weiter Raum von einander oder gestatteten meine Geschäfte eine so weite Reise, ich würde gewiß so glücklich seyn, Sie in diesem höchsten Trübsal zu beruhigen; wir hätten so manches zu sprechen. — Mit größtem Beyleid u. s. w."

Die vollständigen Details über P a l m s letzte Lebensstunden und Hinrichtung enthält aber ein weiteres Schreiben dieses nähmlichen Geistlichen, welches zugleich mehrere Punkte erläutert, über welche P a l m s Familie ungewiß war.

Auch in diesem Schreiben spricht sich der gute Sinn und die Duldsamkeit dieses Geistlichen so lebendig aus, daß wir glauben, es ebenfalls beynähe nach seinem ganzen, für jedes fühlende Wesen so interessanten Inhalte hier mittheilen zu müssen. Es lautet so:

„Salzburg, den 27. May 1814.“

„Beste Frau!“

„So eben erhalte ich Ihr Schreiben über Braunau, und will Ihnen mit aller Bereitwilligkeit mittheilen, was Sie in Ansehung der letzten Lebensumstände Ihres seligen Herrn Gemahls zu wissen verlangen, so viel mir noch gegenwärtig im Andenken ist. Ich war zwar nur Zeuge von seinen zwey letzten Lebensstunden, und berichtete das Erheblichste ohnehin schon in meinem Schreiben, das ich die nächsten Tage darnach an Sie sendete, wo ich freylich den Wunsch äußerte, mit Ihnen mündlich sprechen zu können. Das betraf aber eigentlich nur Ihre Person; denn ich glaubte, ich würde so glücklich gewesen seyn, Sie in dieser so äußerst schmerzlichen Lage, in die Sie müssen versetzt worden seyn, völlig aufrichten zu können, wenn ich Ihnen die ausgezeichnete Gottergebenheit, womit Ihr unglücklicher Herr Gemahl sein letztes trauriges Geschick von der Hand des Herrn annahm und so willig in den Tod ging, umständlich als sein Freund und Beystand schilderte.“ —

„Eigentlich war sein Tod schon bestimmt und laut ausgesprochen, bevor Ihr Herr Gemahl abgeholt wurde; denn der französische Kapitain, welcher damahls im Pfarrhause zu Braunau einquartirt war, vertraute uns die Neuigkeit, daß

ein gewisser Buchhändler von Nürnberg nebst zweyen andern hier werden erschossen werden, acht oder zehn Tage schon vor der Ankunft derselben.“ *)

„Daher war der ganze Prozeß und die drey Verhöre allhier nur so zu sagen *pro forma*, wobei er sich jederzeit selbst gründlich durch die Expedition, wo die Buchführer nicht jederzeit wissen, welche Bücher in den Paketen enthalten seyen, verantwortete; zu dem auch in seinem eigenen Buchladen bey der Visitation kein verbotenes Buch vorgefunden worden, so zwar, daß er nach dem 3ten Verhöre vollkommen gerechtfertiget zu seyn glaubte, und Tags darauf, als dem letzten seines Lebens in der früh, wie er erzählte, ganz heiter erwachte, und seine Rückreise über Passau und Amberg, um daselbst seine weitem Geschäfte in Ordnung zu bringen, machen wollte; auch sich ein gutes Mittagmahl anschaffte, weil er glaubte, es sey nach dem letzten Verhöre alles in Richtigkeit.

*) Auch dieß bestätigt also, daß Napoleon das Opfer eines deutschen Bürgers als Schreckensmittel *a la Robespierre* befohlen hatte, und die ganze kriegsgerichtliche Verhandlung ein schauerhaftes Possenspiel war.

Er sang gutes Muths in der Früh sein gewöhnliches Morgenlied, und freute sich, in die Arme seiner geliebten Familie wieder zurückkehren zu können!“

„Als um halb 11 Uhr Mittags sein Kerker eröffnet und er in den Hof des Gefängnisses ins Freye hinausgeführt wurde, vermeinte er, man würde ihm seine Freyheit ankünden, wo ihm aber statt dessen das Todesurtheil vorgelesen wurde, welches auf Befehl der französischen Behörde von einem aus dem Kanzley - Personale des bürgerlichen Stadtmagistrats mit gebrochener Stimme geschah. — Wie sehr ihn das erschüttern mußte, läßt sich vorstellen. Darum rief er laut auf zu Gott und weinte. Darauf wurde er wieder in den Kerker zurückgeführt. Nach einer kurzen Frist kamen zwei Officiere, deren einer die Exekution zu besorgen hatte, zu mir ins Pfarrhaus, da ich eben damals provisorischer Pfarrverweser war, und machte das Ansuchen, dem Deliquenten beizustehen, und ihn zum Tode zu disponiren. Ich nahm einen Kollegen, Herrn Johann Michael Gropp, Benefiziaten, mit mir und eilte dahin.“

„Beym Eintritt in den Kerker fanden wir ihn im tiefen Nachdenken begriffen. Wir bewillkommten uns freundlich, und er erzählte uns kürzlich sein höchsttrauriges und unverschuldetes Unglück.

Er faßte besondere Liebe und Zutrauen zu mir, versichernd, als ob er mich schon irgendwo gesehen hätte. Er wollte umständlich an Sie schreiben, aber es ging nicht recht von der Hand; auch fehlte es an Zeit; wir kamen daher überein daß ich Ihnen statt seiner alles umständlich berichten würde, welches ihm sehr lieb war. Er bekannte uns, daß er protestantischer Glaubensgenosse sey, und als wir nach manchen nöthigen Fragen von seiner gänzlichen und ungehäuchelten Ueberzeugung seines Glaubens, den er von Jugend auf mit gehöriger Frömmigkeit verband und ausübte, versichert waren, wollten wir ihn auch hier in den letzten Stunden seines Lebens nicht beunruhigen, und wiesen ihn auf die großen Erbarmungen Gottes und die unendlichen Verdienste Jesu Christi, seines geliebten Sohnes, der für uns alle starb und mit seinem Blute uns durch und durch reiniget von aller Sünde, u. dergl. — Er wünschte auch das heilige Abendmahl zu empfangen; allein da in der ganzen Gegend kein Geistlicher seines Glaubens sich befindet, so trösteten wir ihn mit der sogenannten geistlichen Communion, wo bey dem Herrn jederzeit der Wille für das Werk gilt. Er sang denn herzlich und feyerlich seine zwey Lieblingslieder, die ich schon in meinem damahligen Schreiben anführte. Er empfahl mir seine

wenigen Mobilien und Geld, welches alles selbiger Zeit schon eingesandt worden. Ich und mein Kollege gingen noch zum Commandanten und legten die demüthigste Fürsprache ein; allein wir erhielten zur Antwort, daß da keine Möglichkeit sey, Gnade zu erhalten, außer wenn der Kaiser selbst gegenwärtig wäre und begnadigte."

"Indessen rückte der Augenblick heran, wo er zum Tode gehen sollte, welches ungefähr um halb zwey Uhr Nachmittag geschah. Es kam nämlich ein französischer Kriegsknecht, und band ihn mit einem Strick die Hände rückwärts zusammen; er bath zwar mit uns vereinigt: daß man ihm die Hände frey lassen möchte, um sie zum Himmel emporheben zu können; allein es wurde uns bedeutet, daß alles schon so vorgeschrieben wäre, wovon sie nicht abgehen könnten. Ich tröstete ihn mit der Vorstellung: daß auch der Herr uns zu Liebe sich binden ließ, und so wurde es ihm leichter. Wir gingen nun aus dem Gefängniß auf die Gasse. Da stand vor der Thüre des Gebäudes ein Leiterwagen mit zwey Ochsen bespannt, welcher uns erwartete. Oben war ein Bret in die Quere auf der Leiter befestiget zum Sitzen. Ich begab mich zuerst hinauf, um ihm Muth zu machen, nahm ihn auf meine rechte Seite, und schlang meinen rechten Arm unter seinen linken; mein Kol-

lege saß rechts, beyde im schwarzen Talar, und so fuhren wir unter einer sehr großen Menge Zuschauer von allen Gattungen Menschen, jung und alt, groß und klein, rings umgeben, in einer Seitengasse der Stadt, ohne auf den öffentlichen Platz zu kommen, langsam zur Stadt hinaus. Vor und nach dem Wagen war eine große Anzahl französischer Reiter mit gezückten Säbeln und Fußgänger mit aufgepflanzten Gewehren. — An allen Einwohnern der Stadt, sowohl die seitwärts mitgingen als auch die von den Fenstern herabschauten, sah man die innigste Theilnahme, ja Todesangst auf ihren Angesichtern. Die wenigsten konnten selben Tag ein Mahl genießen. Der Festungscommandant St. Hilaire verreisete und so mehrere französische Officiere, um diese traurige Scene nicht ansehen zu müssen.“

„Im Hinausfahren betheten wir feyerlich und mit tiefer Andacht das Gebeth des Herrn, sprachen auch von manchen andern, auf diese so wichtigen letzten Augenblicke geeigneten Wahrheiten des Christenthums, und so kamen wir auf dem Platze an, wo der gute Mann als ein Opfer fallen sollte, welcher gleich vor der Stadt auf der sogenannten Glacis außer dem Salzburger Thore war. Hier erwartete uns das ganze garnisonirende französische Militär in Quarré, außer der vierten

Seite gegen der Stadt zu, wo die Schüsse sollten hingerichtet werden; diese war offen. Auf den Wällen der Festung waren die Kanonen zum Abfeuern gerichtet, wenn etwa eine Unruhe im Volke entstehen würde, weil jedermann schon im Voraus höchst unzufrieden war, welches den Franzosen wohl bekannt war."

"Nach einer wiederholten Aufmunterung zum seligen Hintritt in eine bessere Welt, die wir ihm da auf dem Richtplatze noch freundschaftlich machten, übergab er mir sein weißes Schnupftuch, worin er seine letzten Thränen, die er im Kerker häufig vergoß, aufbewahrte, mit der Bitte, selbes Ihnen zum Andenken der treuesten Liebe bis in Tod sicher einzuhändigen, worauf wir uns freundschaftlich umarmten, und uns für diese Welt auf immer beurlaubten."

"Als sogleich darauf befohlen ward, daß ihm die Augen verbunden würden, und er das benannte Tuch nicht gerne dazu gebrauchen wollte, damit es nicht verloren ginge, bot ich das meinige dar, und verband ihm selbst die Augen, worauf er sich auf Befehl mit vollem Bewußtseyn und ganzer Gegenwart des Geistes niederkniete, und schweigend seinen Tod erwartete; worauf von 6 Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde, in einer Entfernung von unge-

fähr 10 — 12 Schritt. Da sank er auf das Angesicht zu Boden, und ächzte laut. Auf dieß wurden die nächsten unter den ersten stehenden 6 Soldaten zu feuern befehliget, die sich aber eben so zaghaft bezeigten. Darauf wurde er still. Ich wollte mich aber seines gewissen Todes versichern, und sprang ganz nahe zu ihm hinzu, da bemerkte ich, daß er noch athme; welches ich sogleich mit lauter Stimme anzeigte, worauf wieder andere Soldaten herbeeilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und so abfeuerten, daß die Hirnschale in Stücke zersprang, unterdessen aber der kommandirende Hauptmann, voll des größten Unwillens, die Soldaten auf französisch heftig ausschalt."

„Darauf wurde das ganze Militair nach Haus befehliget, welches in der Ordnung ganz betroffen in die Stadt zurückzog. Überhaupt herrschte auch bey den Soldaten eine dumpfe Stille, und die meisten erklärten sich darnach in ihren Quartieren zu Hause laut wider diese Exekution. Der Oberkommandant davon sprach zu mir im Heimziehen auf Deutsch: „Dieser Mann war wohl recht standhaft.“ — Der Hauptmann aber, als er in sein Quartier zurückkam, schimpfte entsetzlich und sagte, er würde lieber quittiren, als noch Ein Mahl eine solche Exekution auf sich neh-

men. Überhaupt ist nicht zu beschreiben, was für große Traurigkeit in der Stadt herrschte. Es war bey allen, wes Geschlechtes, Standes und Alters nur Eine Stimmung, nämlich der tiefste Schmerz. Wenn er in Braunau geboren, und der größte Wohlthäter der Stadt gewesen wäre, hätte keine größere Theilnahme und Trauer Statt haben können. Erst zu Hause nach vollendeter Hinrichtung konnten sich die meisten ausweinen, welches auch bey mir der Fall war, wo ich zwar während dem ganzen höchst traurigen Geschäfte die Gnade hatte, standhaft zu seyn, und ihm Muth einzuflößen. Als ich auf mein Zimmer kam, überwältigte mich der größte Schmerz, und es fehlte wenig, daß ich nicht in eine schwere Krankheit verfiel."

"Sein Leichnam wurde vom Todtengräber in dem katholischen Gottesacker bestattet, obwohl der Befehl war, daß er gleich auf dem Richtplatz in ungeweihtes Erdreich gelegt werden sollte, gleich Missethättern. Allein während das Militär in die Stadt zurückzog, wurde er eilends von der Stelle genommen und in den Gottesacker gebracht. Ich ließ die Grabstätte bemerken, da ich aber schon zwey Jahre nicht in Braunau bin, weiß ich nicht, wie es ikt steht. Der gewesene Todtengräber würde noch hierüber Auskunft ertheilen können."

„Ubrigens habe ich, was diese Geschichte betrifft, dermahlen nichts in Händen. Ich hatte die erste Zeit ein Blatt, worauf seine Reise bis Braunau, und etwas von seinen Verhören enthalten war, aber dieß ist sammt vielen meiner Schriften vermög Feindesgefahr verloren gegangen. Es ist auch sein Todesurtheil Tags darauf, nämlich: wegen absichtlicher Verbreitung ehrenrührischer Schriften wider Frankreich — (er sagte uns im Gefängniß besonders wegen der Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ worüber er sich, wie er versicherte, jederzeit bey den Verhören genau gerechtfertigt hatte, so daß man ihn wegen absichtlicher Verbreitung derselben nie legal überzeugen konnte, und auch nicht überzeugt hat) öffentlich angeschlagen worden; aber ich glaube nicht, daß noch irgend ein Exemplar davon zu bekommen sey. Man war zu sehr darüber erbittert, als daß man darauf achtete; weil man von der Ungerechtigkeit des ganzen Verfahrens, ja des ganzen Handels allgemein überzeugt war. Zu dem kam auch eine offenbare Lüge in diesem gedruckten Urtheil vor, weil es da hieß: er sey ein und zwanzig Stunden nach der ihm geschehenen Ankündigung gesetzmäßig zum Tode geführt worden, wo doch die Vollziehung des Urtheils, wie Jedermann wußte, gleich drey Stun-

den ungefähr nach der Verlesung desselben geschah. Ob diese Vorschneelligkeit nicht vielleicht aus Gnade geschah, um ihm die Todesangst zu verkürzen, weil auf keinen Fall eine Begnadigung zu erwarten war, weswegen auch die Obersten, welche das Gericht hielten und zum Tode stimmten, sogleich alle nach dem 3ten Verhör von Braunau abreiseten, oder aus einer andern Ursache, will ich nicht beurtheilen.“

„Was die beyliegenden Fragen betrifft, nämlich: 1.) Hat Palm wirklich einen Defensor gehabt? Und wer war er? Und hat er im Verhör für ihn gesprochen? — Darauf kann ich nichts anders sagen, als daß ihm diese Freyheit, sich einen Defensor zu wählen, angebothen wurde, und daß er sich — — — erwählte; aber er erschien nicht; aus was Ursache, ist nicht bekannt. Vielleicht war er verreiset, oder die Zeit zu kurz. Denn Tags darauf, als er hingerichtet war, kam ein Herr zu mir in die Schule, wo ich eben Unterricht gab, und erkundigte sich ganz ängstlich, ob Palm wirklich schon hingerichtet sey, und wann? u. dergl. Ich sah in ihm die innigste Theilnahme. Indesß glaubte er, wie er sich ausdrückte, ohnehin keinen zu bedürfen, sondern brachte seine Rechtfertigung vor, durch einen Dolmetscher, der ein k. Lokalaufseher in Braunau war, und in der Noth, als der fran-

jüdischen Sprache kundig, zu einem Dolmetscher gebraucht wurde. Allein wie oben gesagt: es war ohnehin alles nur auf den Schein, die ganze Verhandlung. Es hätte nichts gefruchtet, wenn ein Engel vom Himmel für ihn gesprochen hätte, u. s. w."

"Nun glaube ich alles berührt zu haben, was mir in dieser Sache bekannt ist. Auch erhielt ich gestern, als den 26. May, das Schreiben der Steinischen Buchhandlung, an Herrn Fink in Braunau, worin der Wunsch um die Erlaubniß enthalten ist, meinen vormahligen Brief in der Biographie des seligen Palm einrücken zu dürfen. Dieß stelle ich ganz dem Gutachten des Verfassers frey anheim. Aber man wird wohl merken, daß meine Schreibart gar nicht für die Publicität ist, indem ich nur so cordial meine Gedanken und Empfindungen hinwarf, ohne den Ausdruck gehörig zu besorgen."

In allen Gegenden Deutschlands bezeugte man an P a l m s und seiner Familie Schicksal die größte Theilnahme. Für die letztere wurden überall, besonders auch in England, Geld-Subscriptionen eröffnet, während man den Namen dessen, der den empörenden Justiz-Mord anbefohlen hatte, mit Abscheu und Verachtung nannte. Der Himmel hat bereits zwey Mal Gericht über ihn

gehalten, und die Geschichte wird ihr strenges Amt auch in Bezug auf ihn verwalten. Wenn man den unglücklichen Palm unter diejenigen Opfer des Napoleonischen Despotismus zählen wird, die ganz Europa mit Unwillen gegen ihn erfüllt, und dadurch zum Sturze desselben beygetragen haben, wird der Mörder des Unglücklichen immer nur als ein redender Beweis der ewigen Wahrheit da stehen: daß die Vorsehung der Ungerechtigkeit und Tyranney und dem Drucke der Völker einmahl gewiß ein Ziel setzt, und das hoch gestiegene Laster, wenn es auch allmächtig scheinen sollte, doch früher oder später in den Staub hinabstürzt.

I n h a l t

des vierten Bändchens.

	Seite.
I. Beschreibung von Constantinopel, und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken.	1
II. Maria Theresia, Deutsche Kaiserinn .	62
III. Friedrich der Zweyte, König von Preußen .	69
IV. Joseph der Zweyte, Deutscher Kaiser .	80
V. Lady Johanne Grey .	88
VI. Christian Gottlieb Salzmann und sein Erziehungs-Institut zu Schnepfenthal .	100
VII. Einiges über Joh. Ehr. Friedr. Guths Muths .	139
VIII. Rudolph Zacharias Beckers Leiden und Freuden in 17 monatlicher Gefangenschaft .	159
IX. Johann Philipp Palm .	199





UB WIEN



+AM342696209

UNIVERSITÄT
WIEN
BIBLIOTHEK



